

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 23.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(22. Fortsetzung.)

Franz Stein richtete sofort seine Schritte nach der Gegend, wo David wohnte, — es galt für ihn, den seine Braut sicherlich sehnsuchtsvoll erwartete, einen ziemlich weiten Umweg, aber je eher die Sache in der einen oder der andern Weise abgemacht war, desto besser.

Er ging sehr rasch. Nach wenig mehr als einer Viertelstunde hatte er die Wohnung seines Schulfreundes erreicht.

Dieser war, wie vorauszusehen, nicht zuhaus; in der That aber wußte der alte Komptoirdiener, welcher nach und nach zu einer Art Haushofmeister in dem möglichst großartig eingerichteten Haushalt des Kommerzienrats David avancirt war, wo der junge Herr steckte.

Nicht sehr freundlich meinte der Alte:

„Wo soll er sein? Im Theater ist er nicht, da wird ein gutes bürgerliches Stück von der klugen Frau Birchpfeiffer gegeben — so etwas solides und gefüllvolles verhöhnt der Herr Willibald bloß; ein Souper gibt er auch nicht mehr in neuester Zeit, weil er alle seine guten Bekanten so aufgezogen hat und so rücksichtslos behandelte, daß sie ihm aus dem Wege gehen meilenweit. Er wird also fein im Cirkus und da den Herren Offiziers die Kunstreiterinnen wegfishen — das ist das einzige, was ihm noch Spaß macht — was aber kostet ein Heidegeld, sage ich Ihnen, mein Herr.“

Franz Stein war nicht gewillt, sich auf das indiskrete Geschwätz des griesgrämigen alten Dieners einzulassen.

„Dank für die Auskunft,“ sagte er und ging.

Nach dem Kunstreitercirkus war ein noch viel beträchtlicheres Stück Weges zurückzulegen, als er vorher gemacht. Er nam eine Droßke und versprach dem Kutscher ein Trinkgeld, wenn er die Fahrt recht beschleunige.

Dennoch verging fast eine halbe Stunde. Die Vorstellung hatte längst begonnen. Stein überflog am Portale des Cirkus das Verzeichnis der Plätze und ihrer Preise. Der nobelste betitelte sich die Fremdenloge und kostete für die Person sechs Mark.

Vorausichtlich war Willibald David hier zu finden; wenn nicht, so hatte Franz Stein doch mit dem Billet zu dem teuersten Plätze auch Zugang zu allen andern.

Aber Franz Stein brauchte nicht lange zu suchen. In der Fremdenloge, und zwar auf dem Platze, wo alle Mitglieder der Kunstreitergesellschaft, wenn sie kamen und gingen, vorüber mußten, saß richtig Herr David junior.

Es herrschte eben große Aufregung im Cirkus. Miß Elena,

die schönste und gewanteste Reiterin desselben, führte ihr Bravourstück aus. Pfeilschnell wie die Windsbraut galoppierte sie auf schraubendem, gewaltige Säze machenden Rapphengst eine inmitten des Cirkus errichtete haus hohe Treppe hinauf, wante oben blitzschnell ihr Roß und fauste — eine garnicht zu übertreffende Probe tollkühnster Reiterkunst — unter dem Schreckensrufe des auf's höchste überraschten Publikums, da wo sie gekommen war, wieder hinunter. Es sah aus, als ob sich Reiterin und Roß jeden Augenblick überschlagen, als ob sie unfehlbar Hals und Beine brechen müßten.

Aber wohlbehalten waren beide in den nächsten Sekunden unten auf der weichen Lohe des Cirkusbodens angelangt und hochaufbäumend tänzelte das edle Tier mit seiner so fest, als sei sie mit ihm verwachsen, im Sattel sitzenden Herrin, die nach allen Seiten mit Kopfsneigung und Kufhand für den frenetischen Beifall dankte, zur Manege hinaus.

Aus der Fremdenloge ergoß sich ein wahrer Wolkenbruch köstlichster Blumen über die Kunstreiterin. Das erste Bouquet hatte David geworfen — es war nur mittelgroß, aber von den zu dieser Jahreszeit allerseinsten Blumen und mit feinstem Geschmac gebunden. Das letzte warf ein riesenlanger und breitschultriger Kürassieroffizier, in dem Franz Stein sogleich den Grafen Waldkirch wieder erkannte. Es bestand aus nicht minder seltenen und kostbaren Blumen, war wenigstens ebenso geschmackvoll zusammengestellt und dabei mehr als noch einmal so groß als das Davids.

Der Graf hatte sich in seiner ganzen mächtigen Körpergröße erhoben und das Riesenbouquet mit Kraft und Geschick in hohem Bogen genau so geworfen, daß es nur ein par Zoll seitlich vor dem Antlitz Miß Elenas zu Boden ging. Sie neigte sich leuchtenden Auges tief nach der Fremdenloge zu — ihr Blick streifte David freundlich und blieb lächelnd an der imposanten Gestalt des gräßlichen Kürassiers haften.

Im nächsten Augenblick war sie dicht an der Brüstung der Fremdenloge. Sie wante noch einmal den Kopf, um dem immer noch seine Begeisterung nicht Herr gewordenen Publikum Dank zuzunicken. Da beugte sich David, der sich bis jetzt von seinem Sitze nicht erhoben hatte, wie es alle übrigen Inassen der Fremdenloge getan hatten, ein wenig vor, er warf noch einmal etwas — es blitzte und funkelte etwas wie Gold und Edelgestein in der Luft und flog der Kunstreiterin in den Schoß, wo es sich deutlich von dem weißen Atlas des Reitkleides blinkend und blendend abhob.

Einige mit scharfen Augen ausgerüstete Zuschauer mußten sofort erkannt haben, um was es sich da handele, denn laute Ausrufe des Erstaunens und der Bewunderung flogen hin und her. Miß Elena selbst war desgleichen nicht einen Augenblick zweifelhaft, weder was und von welchem Wert das sein möchte, was ihr da in den Schoß geflogen, noch was sie nun zu tun habe. Sie griff mit warmer Equilibristengeschwindigkeit danach und faß im selben Moment funkelte es auch schon an ihrem vollen, tadellos gerundeten Unterarm, den sie dann erhob, um nach dem splendiden Geber hin dankend zu grüßen. Gleich darauf verschwand sie — die letzte Kuffhand, der letzte unsagbar feurige, unsagbares verheißende Blick galt Herrn Willibald David.

Franz Stein sah, wie Graf Waldbirch rot wurde vor Aerger und seinen Schnurrbart in seinem Ingrimme schier zerbiß, auch von den andern Offizieren in der Fremdenloge, insbesondere den weißuniformirten Spezialkameraden des Grafen vernam er mehr oder minder leise Verwünschungen, die sich schwerlich auf jemand anders bezogen, als auf seinen Freund David, doch er kümmerte sich nicht weiter darum, klopfte diesen, der anscheinend ganz gleichgültig das Publikum lorgnettierte, auf die Schulter und begrüßte ihn.

„Teufel — Stein,“ lachte David verwundert, indem er sich umwante und erhob, „was will der Mann des Denkens und Arbeitens zwischen uns Vögeln unter dem Himmel, die da weder säen noch ernten, und die unser himmlischer Vater dennoch kleidet und nährt?“

David fragte das so laut, daß die Offiziere jedes Wort verstanden haben mußten. Sie bezogen denn auch, was er sagte, als unverschämte Malice auf sich mit, und ließen es an verständlich genug in den Bart gemurmelt Entgegnungen, wie: „Unverschämter Bursche! Frecher Jude!“ nicht fehlen.

Franz Stein berührte das, offenbar bis zum gewaltsamen, skandalösen Bruche gespannte Verhältnis zwischen David und den Offizieren äußerst fatal. Er ging daher auf den stacheligen Scherz des ersteren nicht ein und bat ihn nur, wenn möglich, ihm irgendwo, wo man ungestört plaudern könne, eine Viertelstunde zu gönnen.

„Mit Vergnügen,“ entgegnete David. „Meine Arbeit ist für heut getan. Elena tritt nicht mehr auf und was sonst noch da ist, les beaux restes, überlasse ich großmütig denen, so mich beleidigen und verfolgen. Sind wir Juden nicht gute Christen, lieber Stein?“

Er legte seinen Arm in den Steins und verließ mit ihm, ein diabolisch-höhnisches Lächeln auf den dünnen, aber feingeschnittenen Lippen, die Loge.

„Daß Sie mit Ihrer erbarmungslosen Malice die Offiziere fast zur Verzweiflung bringen, kann ich mir sehr gut denken,“ sagte Stein, als sie auf dem Korridor, der am Cirkusrestaurant vorbei führte, angelangt waren.

„Pah, was wollen Sie?“ *Le juif errant s'amuse!* Der mit dem doppelten Fluche des ewigen Judentums und der höllischen Blasphemie Beladene macht zur Abwechslung wieder einmal krampfhaft Anstrengungen sich zu unterhalten. Wenn der Schmetterlingsfaner sich kein Gewissen daraus macht, tausende von unschuldigen Faltern zu seinem Privatvergnügen lebendig zu speien, wenn hohe Herren gelegentlich an das, was sie für ihre göttliche Mission halten, ganze Armeen wagen, weshalb sollte es mir auf ein par gräßliche oder freiherrliche Leibkürassiere ankommen? Mögen Sie verzweifeln — mir macht es vorläufig noch einigen bescheidenen Spaß, diese übrigens keineswegs mit dem Reize der Unschuld ausgestatteten kompakten Tag- und Nachtschmetterlinge zu speien.“

„Ich wundere mich nur, daß Sie dabei nicht selbst schon gespießt worden sind!“

„Nun, versucht haben die Herren schon verschiedene Späße mit mir — wissen Sie davon?“

Franz Stein schüttelte den Kopf.

„Nun, — mit ansüßlichen Erzählungen will ich Sie nicht langweilen. Es genüge Ihnen die Mitteilung, daß ich mich bereits zweimal mit Offizieren geschossen habe. Das erstemal wurde ich verwundet, das Pech betraf aber keinen edleren Teil — bloß den Kopf, und dazu nur ein Streifschuß. Das zweitemal ward die Sache ein Klein wenig ernster. Die Kürassieroffiziere hatten mich lange nicht als satisfaktionsfähig anerkennen wollen, bis ich sie so geärgert hatte, daß sie sich nicht anders zu helfen wußten, als mich fein säuberlich um die Ecke zu bringen. Man klügelte sich einen Ausweg zusammen: ein Premierlieutenant, der eben seinen

Abschied genommen, um auf dem von seinem Vater ererbten Rittergute der durch siebenjährige Militärdienste wolverdienten Ruhe zu pflegen, wurde bestimmt, den auf Tod oder Verstümmung durch Erschießen lautenden Urteilspruch meiner liebenswürdigen Herren Gegner an mir zu vollziehen. Der Gerechtigkeit halber muß ich anerkennen, daß mir der Weg der Gnade nicht verschlossen war — denn hätte ich mir die Ehrfeste, welche mir der Herr Premierlieutenant a. D. auf offener Promenade vor den Augen von mehr als hundert Menschen, die mich lanten und zumteil an besagter Maulschule freudigsten Anteil namen, mäusehntill eingesteckt, so wär mir weiter nichts passiert und ich hätte als vor aller Welt gefenzeichneter Menschenhund ein fideles Dasein führen können bis an mein Lebensende. Indessen zog ich dem Herrn a tempo mit meinem zu solchen Zwecken unübertrefflichen Spazierstock aus Rhinoceroshaut einen fußlangen Blutigen quer über die Visage und die notwendige Folge war ein einmaliger Kugelwechsel — der Vorsicht halber jenseits der Grenze im böhmischen Riesengebirge — da ist die Restauration,“ unterbrach er sich; „da können wir in fünf Minuten, sobald die Vorstellung wieder begonnen hat, ganz ungestört weiter plaudern.“

Sie traten ein und Franz Stein fragte:

„Und war der Ausgang dieser Affäre unblutig?“

„So ziemlich, d. h. ich habe von Blut wenig gesehen. Seine Kugel pfiß so dicht an meinem linken Ohr vorbei, daß ich sie heute noch pfeifen höre, die meine aber traf den häßlich geformten Muskel, den man Herz nennt. Mein Herr Gegner warf die Arme gen Himmel, als ob er mich umarmen wollte und stürzte dann rücklings zu Boden, um nie wieder aufzustehen. Seit der Zeit sind mir die Herschaften vom Militär aus dem Wege gegangen und wo sie mich trafen, haben sie mich ignoriert, jetzt aber, wo ich ihnen bei den Kapitalfrauenzimmer, der Elena, in's Garn komme, fangen die verschiedenen kleinen Besuche wieder zu speien an. Gestern sogar wurde mir sub rosa mitgeteilt, daß man auf den genialen Einfall gekommen sei, mich im Notfall mittels einer ganzen Suite von Duellen systematisch abzumurfen, indem sich nämlich mehrere Reserveoffiziere und sonstige Freunde der Kürassiere mit mir schießen und diese Duellen — komme, was will, — fortgesetzt werden sollen, bis ich um die Ecke bin. Das ist 'n Gedanke — was? Eine kleine Champagnerbowle, — rief er der Buffetiere zu. „Sie trinken doch ein Glas mit. — Es ist vorzüglich — ich habe selbst das Rezept dazu geliefert.“

„Ein Glas, aber nicht mehr — ich suchte Sie wegen einer Sache auf, die ebenso eine ernste, als eine alberne Seite hat und die merkwürdigerweise mit ihren ebenerzälten Erlebnissen eine frappante Aehnlichkeit zeigt, nur daß ich absolut nicht enträtseln kann, wie gerade mir so etwas passieren konnte.“

Sie ließen sich in einer Ecke des weiten Restaurationsraumes nieder und Franz Stein erzählte, was ihm mit Guido von Frank begegnet war, one zunächst dessen Namen zu nennen.

„Wie hieß der Mensch?“ war die erste Frage Davids, der aufmerksam, aber one ein Zeichen besonderer Teilnahme, seine Cigarette behaglich rauchend und rasch ein par Glas der duffigen Champagnerbowle leered zugehört hatte.

„Guido von Frank.“

„Guido von Frank — der? Dann ist die Sache ernst. Der gefürchtetste Schläger, der gefährlichste Pistolenschütze der Universität und dermalen der als der Geschickteste und in Disputatorien und auf Studentenversammlungen als der schlagfertigste und geistreichste Redner bewunderte und beneidete, geliebte und gehäßte, geschickteste Student allhier.“

Franz Stein zuckte die Achseln.

„Was ihn nicht verhindert hat, toll zu werden!“

David erwiderte darauf nichts. Er sah nachdenklich in sein frischgefülltes Glas und leerte es dann in einem Zuge bis auf den Grund.

„Und womit kann demgegenüber ich Ihnen dienen, Freund Stein?“

„Sie sollen in kürzester Frist auszukundschaften suchen, was hinter dieser Straßenatache steckt und den p. Frank entweder zur Abbitte zwingen, oder, wenn das Risiko eines Menschenopfers auf dem Altare der menschlichen Nartheit nicht anders und den herschenden Begriffen von Ehre entsprechend zu umgehen ist, die sogenannte Genugthuung einleiten.“

„Ich danke Ihnen, Stein,“ sagte David, indem seine Stimme eine ungewonte Spur von Wärme aufwies, „das ist etwas für mich. Sie sollen in jeder Beziehung mit mir zufrieden sein. Miß Elena wird ein par Tage vergeblich nach mir schmachten

— denn wenn ich ja einmal etwas ernstes vorhabe, laß ich all die Narrerei fahren, und die Kürassiere mögen glauben, ich fürchte mich vor der Duellsuite — bis ich wieder unter sie trete und fürchterlich Musterung halte — Ihr Wol, Stein — das Leben soll leben. Aber glauben Sie nicht, daß ich auf dem Wege bin, ein vernünftiger Mensch zu werden in Ihrem Sinne, mir ist alles Wurst auf der Welt, auch wenn ich es zuweilen leben lasse.“

Franz Stein wollte nun gehen; es war sehr spät geworden, schon zu spät, als daß er noch hätte seine Frieda auffuchen können. Und morgen früh zwangen ihn seine Geschäfte zeitig abzureisen, — es blieb ihm wieder nichts andres übrig, als ihr auseinanderzusetzen, daß ihn allerlei höchst unwillkommene Zwischenfälle abgehalten hätten, das zu tun, was ihm gegenwärtig die einzige Freude und Erquickung war, — zu ihr zu eilen. Er nam sich vor, ihr diesmal ausführlich die Hinderungsgründe darzulegen, — der Schlaf, das füllte er, kehrte heute doch nicht früh bei ihm ein.

„Noch eins, Freund Stein,“ rief David, als sich der andre erhob, „sie erzählten, das Rencontre habe auf der G...straße stattgefunden. Darf man wissen, wo Sie vorher waren?“

„Gewiß — ich war im Hause des Rentiers Specht.“

„Des Rentiers Specht? Haben Sie mit ihm selbst zu tun gehabt.“

„Ich hatte mit ihm zu tun. Er war aber nicht anzutreffen. Weil mir aber daran lag, eine sich schon längere Zeit hinschleppende geschäftliche Schwierigkeit zu heben, wollte ich ihn erwarten, doch auch das umsonst. Mein Warten trug mir nichts andres ein, als eine höchst sonderbare und peinliche Szene mit seiner Tochter.“

„Was Teufel, Sie haben doch nicht etwa heut ein Tête-à-Tête genossen mit Elfriede Specht?“ Davids Worte trugen den Ausdruck lebhaften Erstaunens.

„Nolens volens war ich mit ihr über eine Stunde allein in ihrem Salon, eine — kann ich Ihnen sagen, Freund David, — so aufregende Stunde, wie ich nicht allzuvieler erlebt habe. Elfriede Specht ist ein interessantes und der Teilname werthes Weib.“

David wollte antworten, aber eben trat die Büffetièrè heran, welche zu glauben schien, Herr David wolle die bereits geleerte kleine Bowle von frischem füllen lassen. Sein scharfer Blick erkannte, daß die Frau dem Gespräche mehr Interesse entgegenbrachte, als ebenso aufmerksam als diskreter Bedienung zukam, — er unterdrückte daher vorläufig die Antwort, gab der Frau ein Geldstück und sagte, die Rechnung stimme so.

„Ich werde noch ein par Straßen lang mit Ihnen gehen oder fahren, Freund Stein, wie Sie wollen, erzählen Sie mir nur gefälligst näheres von der Affäre mit der eben genannten Dame, — Sie können sicher sein, daß Ihre Geheimnisse bei mir gut bewahrt sind.“

„Mein Geheimnis ist nichts von dem, was heut geschehen ist; kommen Sie, ich will Ihnen erzählen, was ich erzählen kann.“

* * *

Des andern Morgens war Friederike Häfler frühzeitig auf, — sie hatte fast garnicht geschlafen in der Nacht und ihre Augen verrieten, daß sie geweint hatte.

Bis spät in die Nacht hinein hatte sie geharrt und geharrt auf ihren Franz. Er hatte ihr geschrieben, daß er zur Stadt käme und sofort nach Abmachung eines ihn jedenfalls nicht allzu lange aufhaltenden Geschäftes zu ihr eilen würde. Er hatte ihr dabei geschildert, wie sehnsüchtig er sei, sie wieder in seine Arme zu schließen, wie seine Geschäfte ihm täglich fataler würden und nur die Hoffnung, sie bald für immer an seiner Seite zu haben, ihn getrost ausharren ließe in all' den Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten seiner jezigen Lage.

Der Brief war so warm und herzlich geschrieben gewesen, daß er sie zugleich erfreut und erfrischt hatte. Weides tat not. Auch sie sehnte sich aus ihren für sie immer fataler werdenden Verhältnissen heraus, auch sie setzte all' ihre Hoffnung auf die baldige eheliche Verbindung mit dem Geliebten.

Im Hause war sie vereinsamt, kein Mensch kümmerte sich in wahrhaft teilnehmender Weise um sie.

Die Nachbarin machte sich zwar oft mehr, als Frieda lieb war, mit ihr zu schaffen. Sie war eines von jenen Duzendweibern, denen Geschwätz und Gekläch über alles geht. Im Grunde eine ebenso gutmütige als unbedeutende Frau fand sie ein beson-

deres Vergnügen darin, ihre Nebenmenschen mit guten Ratsschlägen zu verfolgen und jenen besonders da mit ihrem Beistande beizuspringen, wo diese sie absolut nicht gebrauchen konnten oder wollten. Ward sie mit ihrer aufdringlichen Hülfswilligkeit direkt oder indirekt, grob oder zart abgewiesen, so füllte sie sich beleidigt und suchte sich durch allerlei kleine und mitunter auch große Klatschereien zu rächen, häufig auch dadurch, daß sie die, über welche sie sich geärgert hatte, durch Sticheleien und unliebame Mitteilungen wiederzuärgern suchte.

Frieda Häfler war dieser Nachbarin nun immer ein Dorn im Auge gewesen. Denn Frieda, das alleinstehende Mädchen hätte nach der Meinung der Frau Zampel — so hieß die Nachbarin — selbstverständlich nichts Verständigeres und Anständigeres tun können, als sich ihr, der vielgeprüften, die Welt bis aufs F-3 kennenden Frau auf das engste und unterwürfigste anzuschließen.

Aber Frieda Häfler war viel zu hochmütig dazu — so meinte Frau Zampel. Frieda zeigte weder Interesse für all' die hundert Geschichten, welche die Nachbarin stets aufzutischen bereit war, noch kümmerte sie sich um die guten Ratsschläge der Frau. Ja sie hatte die Rücksichtslosigkeit sogar soweit getrieben, die Theater-, Konzert- und Circus-Freibilletts, über die Frau Zampel beständig zugunsten ihrer Bekantschaft verfügte, zurückzuweisen. Das letztere verzieh Frau Zampel niemanden, denn gerade auf ihre Beziehungen zu solchen Vergnügungsgelegenheiten war sie besonders stolz.

Frau Zampel hatte einen Bruder und dieser Bruder war Restaurateur, in früheren Zeiten sogar Theaterrestaurateur. Aus dieser schönen Zeit stamten noch seine und seiner Schwester weitverzweigten Bekantschaften mit Souffleuren, Logenschließern, Theaterdienern, Chortänzern und Chorjüngern, ja selbst mit einigen Schauspielern, die die süße Geivonheit des Kneipenpumps an den ehemaligen Theaterrestaurateur so gefesselt hatte, daß sie ihm von Kneipe zu Kneipe, wo er Herr war, nachfolgten.

Augenblicklich verwaltete Herr Zampel die Restauration eines größeren Konzertsals, die aber nicht besonders viel Profit abwarf und ihn veranlaßte, sich nach mancherlei Nebenberdienst umzusehen. So hatte er diesmal auch die Restauration des Kunstreiterzirkus in Pacht genommen und dort seine Schwester als weibliche Oberbehörde eingesetzt.

Wie schon gesagt, war Frau Zampel sehr stolz darauf und sah es gerne, wenn sich ihre Bekantsen mit den Freibilletts beglücken ließen, welche sie sich oft duzendweise verschaffen konnte.

Frieda Häfler — das arme Kind, wie sie sie gern nannte, — war von ihr förmlich bestürzt worden, nur ein einzigesmal mitzugehen, sie verkomme ja ganz in Vangeweile, sie sähe ja auch rein garnichts von der Welt, sie verfiel und verjaure reinweg und im Theater und noch vielmehr im Zirkus sei es so wunderschön und es koste sie keinen Pfennig, ja es käme garnicht darauf an, Frau Zampel würde es sogar ein Vergnügen sein, sie mit einigen Gläschen seiner Bowle und einem Abendessen, wie das alles nur die ganz reichen Herrschaften sich leisten könnten, zu bewirten, aber nein! — Frieda Häfler war, nach der Ansicht der guten Frau Zampel, verblendet genug, für all' diese Güte, und all' diese Herlichkeiten zu danken.

Und was tat sie statt dessen? Sie saß zuhause und studirte oder sticte, sticte für ihren Liebsten, ihren sogenannten Bräutigam, der doch, wieder nach der Ansicht der Frau Zampel, vor allen Dingen die Pflicht und Schuldigkeit gehabt, selber dafür zu sorgen, daß seine Braut nicht Abend für Abend zuhause hocken mußte. Freilich war dieser Herr Stein garnicht in der Stadt — aber warum war er nicht in der Stadt? Er gründete eine Fabrik, er hatte viel zu tun! Nun, das war ja eben die Dummheit! Herr Stein war ein reicher Mann, wie Frau Zampel ganz genau wußte, und er hätte ganz gut one Fabrik und one daß er irgend was täte, leben können. Statt nun aber selber sein Leben zu genießen und besonders das arme Ding, seine Braut, recht viel vom Leben genießen zu lassen — und das war gewiß nötig, solange sie Braut war, nachher nämlich, wenn eine verheiratet ist und die Kinder kommen — eins nach dem andern — da ist es mit dem Lebensgenuß gewißlich vorbei, — mußte er sein schönes Geld in Maschinen, und wer weiß was sonst, verpulvern und hatte selten einmal eine Stunde Zeit für sein Mädchen und ging niemals irgendwohin mit ihr, wo sie sich hätte amüsiren können. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Berufstätigkeit der Juden in Deutschland und Rußland.

Von C. Lübeck.

(2. Fortsetzung.)

Man könnte es bei dieser Sachlage befremdend finden, daß der Jorn der Bauern sich nicht in erster Reihe gegen den Adel richtete, von dem doch die Hauptausbeutung ausging. Tatsächlich geschah dies auch. Die Bauernausstände in Rußland sind seit der Einführung der Leibeigenschaft überaus zahlreich gewesen. Kein Jar und keine Regierung verging, ohne daß Bauernausstände oder agrarische Morde zu verzeichnen gewesen wären und noch in diesem Jahrhundert bis in die neueste Zeit hinein haben sie von sich reden gemacht. Vom Jare 1818 bis 1825 z. B. haben allein folgende Bauernausstände stattgefunden:

1818 in den Gouvernements: Woronesch, Tula, Saratow, Drenburg, Minsk, im Donaland, in Tambow, Simbirsk, Wittebsk, Twer, Grodno, Kaluga, Kurland, Nischninowgorod Wolhynien, Kostroma, Kurland, Livland, Esthland, Ukraine, Smolensk und D. Nowgorod.

1819 in den Gouvernements: Simbirsk, Kurland, Livland, Penfin, Petersburg, Njasan, Woronesch, Drlow, Tambow, Kaluga, Perm.

Im Jar 1819 wurde die Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen aufgehoben; seitdem gab es dort keinen Aufstand mehr.

1820 in den Gouvernements: Orlow, Woronesch, Minsk, Tula, Zekaterinoslaw, Donaland, Grodno, Mohilew, Njasan, Kasan, Tambow, Twer und Perm;

1821 in den Gouvernements: Simbirsk, Drlow, Minsk, Cherson, Jaroslaw, Petersburg, Woronesch, Kasan, Zekaterinoslaw, Penfin und Njasan;

1822 in den Gouvernements: Kurland, Smolensk, Twer, Kostroma, Saratow, Wittebsk, Wladimir, Perm und Woronesch;

1823 in den Gouvernements: Saratow, Ukraine, Kasan, Astrachan, Kiew, Wladimir, Twer, Cherson, Kaluga, Perm, Minsk und Tambow;

1824 in den Gouvernements: Simbirsk, Podolsk, Minsk, Moskau und Wladimir;

1825 in den Gouvernements: Jaroslaw, Nischninowgorod, Simbirsk, Kiew, D. Nowgorod, Saratow, Kostroma, Tschernigow, Perm.

Diese Bauernempörungen fallen in die Zeit Alexander I., der sich auf das ernstlichste mit der Aufhebung der Leibeigenschaft beschäftigte, jedoch zu keinem energischen Entschlusse gelangte.

Das vorstehende kleine Verzeichnis, das einen winzigen Bruchteil aller in Rußland vorgekommenen Bauernrevolten wiedergibt, zeigt einzelne Gouvernements eigentlich in permanenter Auflehnung gegen das schreckliche Joch der Leibeigenschaft. Es gewinnt dieser Umstand an Bedeutung, wenn man weiß, auf wie entsetzliche Weise die Regierung und der Adel derartige Revolten zu rächen pfliegten. Da wurde ohne Unterschied des Alters und Geschlechts geprügelt, gefoltert und gemordet, nach Sibirien verschickt, Acker und Gärten vernichtet, Häuser verbrant u. s. w.

Es muß die Ausbeutung der Bauern durch den Adel, gegen welche diese Aufstände sich richteten, wahrlich eine entsetzliche gewesen sein, wenn die Bauern immer und immer wieder in verzweifelten Kämpfen eine Erleichterung ihres Schicksals zu erstreben suchten.

Daß der Groll der Bauern sich auch gegen die Juden richtete, das ist begreiflich. Je größer das Elend, um so empfindlicher werden stets die Nadelstiche sein, welche im heutigen Kleinverkehre unvermeidlich sind. Daß der Jude sie ihm zufügt, der gesellschaftlich tief unter ihm stand, der ein Feind seiner Religion war, das war das Empörende für den Bauern und das machte die Nadelstiche ihm fast noch empfindlicher als die Keulenschläge, welche der adlige Herr ihm versetzt.

Es dürfte nach all' diesen Ausführungen klar sein, von welcher Seite die eigentliche Ausbeutung der Bauern erfolgte, jedermann wird auch einsehen, daß am Elende derselben die Juden die geringste Schuld tragen. Man wird es übrigens auch begreiflich finden, daß dem Adel sowohl als auch der „Krone“ sehr viel daran liegen mußte, einen Sündenbock zu haben, einen Prügeljungen, der sie selber vor Prügel schützte. Dieser Sündenbock war in dem religiös tief verhassten und durch Jahrhunderte lange Mißhandlungen entwürdigten Juden leicht gefunden. Ihn konnte man ohne Zögern und ohne Gewissensbisse für die unglückliche Lage der Bauern verantwortlich machen, ohne auf starke Zweifel zu stoßen.

Man weiß, wie man den Juden in Rußland herumgestoßen, von einer Grenze des Reichs zur andern gehezt, und wie man für alle Mißhandlungen, die man ihm zugefügt, die Ausbeutung der Bauern als Grund angegeben. Systematisch ist so dem Volke die Ueberzeugung vom Ruin der Bauern durch die Juden beigebracht worden, und diese Ansicht ist schließlich zum Dogma geworden, das auch im übrigen Europa vielfach Glauben gefunden hat.

Man wundere sich also nicht, wenn Judenhezen vorkommen. Die Saat des Hasses und der nichtsnützigsten Verdächtigung, die man mit vollen Händen ausgestreut, sie konnte keine anderen Früchte als diejenigen der jüngst verübten Barbareien zeitigen, deren Schrecknisse noch frisch in der Erinnerung leben.

Ganz ist die systematische Ausbeutung, wie man aus den Bauernausständen ersehen, indes nicht gelungen. So wüteten die Bauern denn auch in jüngster Zeit, wo sie zwar frei aber materiell sehr übel daran sind, in einzelnen Gouvernements wieder sehr heftig gegen ihre alten

Herren, von denen sie sich betrogen glauben und in deren Händen sie ihren uralten Gemeindefonds wägen. Dieser Erscheinung gegenüber sind die Judenhezen durchaus nebensächlicher Natur.

Man wird nun daran erinnern, daß die Juden auch Brantweinhändler sind und daß die Judenhezen wesentlich in diesem Umstande ihren Ursprung gehabt hätten. Wir haben schon zugegeben, daß die Juden, wie so vielen niedrigen Gewerben, auch dem Brantweinhandel sich zugewendet haben, oder ihm sich zuwenden mußten. Weniger richtig ist, daß dieser Brantweinhandel den Anstoß zu den schmachvollen Judenhezen gegeben hat, denn es sind Ortschaften zerstört oder aus ihnen die jüdische Bevölkerung vertrieben worden, in denen es keine einzige jüdische Schänke gab. In den Judenhezen äußerte sich vielmehr neben dem alten religiösen Haß auch die Nachwirkung der bereits geschilderten künstlichen Verhezung der Juden.

Wir haben den jüdischen Brantweinhandel im neurußischen Gebiete bereits in einem vorausgegangenen Artikel kennen gelernt und namentlich erfahren, daß dort der Edelmann zur Ausbeutung der Bauern noch eine weitere Schraube in Bewegung setzte und daß diese wirkungsvolle Schraube die auf den adligen Besitzungen sehr schwunghaft betriebene Brantweinfabrikation war, bei der namentlich die Juden die dem Adel willkommenen Mittelspersonen waren, welche den Kleinverkauf des Brantweins in den Gutschänken u. s. w. an die Bauern zu besorgen hatten.

In Großrußland besorgte das Brantweingeschäft die „Krone“, sie besaß das Brantweinmonopol und Hunderte und Tausende von Millionen Rubeln hat sie dabei dem Volke ausgezogen.

Wie das Kapitel der Leibeigenschaft, so gehört auch das des Brantweinmonopols der Regierung zu den tröstlosesten der russischen Entwicklungsgeschichte. Es ist ein Abgrund tiefster sittlicher



Hermann von Schlagintweit-Sakünlinski. (Seite 290.)

Verkommenheit, in dem wir hier den russischen Staat antreffen. Das Streben nach sittlicher Hebung des Volkes, nach Milderung und Berechtigung seiner Angehörigen scheint ihm nicht nur größtenteils verloren gegangen zu sein, als Monopolinhaber macht er auch den Eindruck eines direkten Gegners der Milderung und Berechtigung der Volks sitten trotz vielfacher Versuche, den Bildungsgrad der Massen zu heben. Je tiefer wenigstens die Kulturstufe des Volkes, je größer seine Roheit und Barbarei, um so leichteres Spiel hat der Brantweintensel, und um so blühender wird das Brantweingeschäft der Krone sich gestalten.

Drei Jahrhunderte hindurch hat die russische Krone das Brantweinsteinmonopol besessen, ungeheure Summen daraus gezogen, das Volk aber ist dabei tief ins Elend gesunken, materiell und geistig ruiniert und in einen Zustand versetzt worden, der es weit hinter den Kulturvölker Europas zurückbleiben und im übrigen reif werden ließ — für jeden Absolutismus.

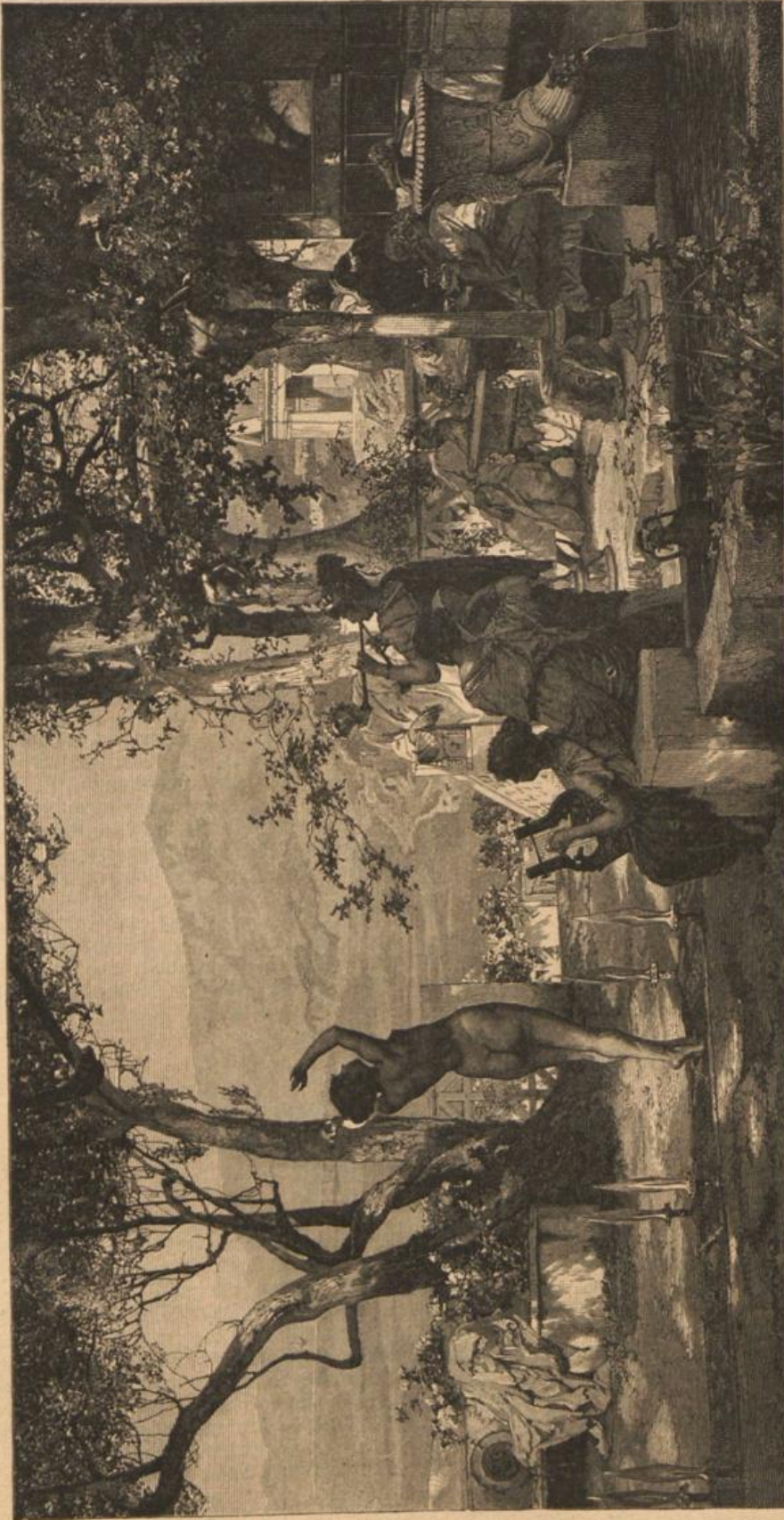
Es liegt uns fern, damit sagen zu wollen, daß ein solcher Zweck der russischen „Krone“ bei Einführung des Monopols vorgeschwebt habe. Einen Vorwurf aber muß sie sich unter allen Umständen gefallen lassen, den nämlich, daß sie im Augenblick, als sie das Brantweingeschäft zu ihrem Monopol erhob, die höheren sittlichen Aufgaben, die ihr gestellt waren, total überjah, obwohl die verhängnisvollen Folgen des Brantweingenusses damals schon klar zu Tage lagen. Ihr Gedanke war allein der finanzielle, dem gegenüber alle anderen Rücksichten und selbst die schreiendsten und dringendsten schweigen mußten. Die Aussichten,

welche sich ihr in finanzieller Richtung erschlossen, waren allerdings verführerisch genug. Bei der großen Beliebtheit des Brantweingenusses verhielt sich das Monopol ganz bedeutende Einnahmen und diese mußten sich in demselben Maße steigern, in dem der Brantweinkonsum wuchs. Zudem die „Krone“ das Brantweinsteinmonopol einfürte, erwuchs ihr von selbst die Pflicht, alles zu tun, was seine Ergibigkeit erhöhen konnte. Es war eine schiefe Ebene, auf welche sie mit dem Monopol sich begab; sie mußte notwendigerweise mehr und mehr den sittlichen Boden unter den Füßen verlieren und zur Steigerung des Brantweingenusses zu Mitteln greifen, die mit der Sittlichkeit und den höheren Staatszwecken unvereinbar sind.

Was ursprünglich vielleicht nicht beabsichtigt — der Appell an die niedrigsten Triebe, er mußte erfolgen, die Staatsinteressen erheischten ihn und zwangen, demselben eine ganz spezielle Pflege zu widmen. Die letztere mußte sich zu einer besonderen Kunst entwickeln und die Regierung in den schärfsten Gegensatz zu allen Bestrebungen bringen, die auf die Bekämpfung des Brantweingenusses gerichtet waren. Wir sehen sie auch direkt diesen Bestrebungen auf das feindlichste begegnen^{*)}. So mußte

die Krone schließlich zur ersten Ausbeuterin des Volkes werden und der Ausbeutung die Pflege der Moral und Sittlichkeit des

^{*)} Es gibt Befehle von Nikolaus und Alexander II., welche die Bestrebungen der Temperenzler als liberal und staatsgefährlich signalisieren und ihre energische Bekämpfung den Behörden zur Pflicht machen.



Der Schwertertanz von Henri Siemiradski. (Seite 291.)

Volkess völlig unterordnen. Dadurch schon, daß sie den Brantweingenuß förderte, trug sie natürlich viel zum Umsichgreifen der Demoralisation, zur Barbarei und Verwilderung der Massen wie auch zur Vergrößerung des materiellen Glanzes derselben und speziell desjenigen der Bauern bei.

Man weiß, daß aus Nazaret zuweilen doch auch Gutes kommen kann und man wird es uns deshalb nicht verargen, wenn wir auf ein sehr verdienstliches Buch verweisen, das in dem historisch denkwürdigen Plöhsensee bei Berlin seinen Ursprung hat, jedoch nicht etwa aus der Feder des Herrn Lessendorf stammt, sondern aus der des Sanitätsrats und Oberarzt Dr. A. Bär. Es ist in Berlin 1878 erschienen und führt den Titel: „Der Alkoholismus, seine Verbreitung u. s. w.“ Herr Dr. Bär macht uns mit dem Monopolgeßchäft der russischen Regierung bekannt. Sie verkaufte alljährlich und zwar im Frühjahr das Recht des Brantweinbetriebes und des Verschänkens in eigentümlicher Weise zu geheim gehaltenen Preisen. Die Fabrikation selbst wurde nur unter der Bedingung gestattet, den fabrizierten Spiritus zu einem bestimmten Preise an die Krone auszuliefern, die ihn dann weiter verkaufte. Der Finanzminister setzte im voraus, vor der Ernte, den höchsten Preis für den Spiritus aus, über den hinaus ein Angebot überhaupt nicht angenommen wurde. Je nachdem nun die Getreideernte ausfiel, gestaltete sich das Geschäft für die Käufer günstig oder ungünstig. Für diese bildete er den Gegenstand großartiger Spekulationen, bei denen oft ungeheure Summen verdient, aber auch ebensoviele verloren wurden. Die Krone selbst hatte ihre Einnahmen von vornherein festgestellt; ein Hauptinteresse besaß sie auf alle Fälle daran — daß recht viel Brantwein getrunken ward, denn je größer der Konsum, um so sicherer ein ihrem Preise entsprechendes Angebot.

Dr. Bär zitiert aus „Reids Cyclopaedia“ p. 289 f. die Angabe, „daß dem Adel in Großrußland daran lag, seine große Anzahl von Leibeigenen zufrieden zu stellen und dies ließ sich am ehesten erreichen, wenn sie dem Trunke verfallen waren. Während die Regierung die größere Zahl der Schänkwirtschaften gerne duldet, sorgte der Edelmann für die Bauersleute und ermunterte sie zum Trinken.“

„Daher konnten“, bemerkt Dr. Bär, „in Rußland nie Mäßigkeitsgesellschaften entstehen, sich vermehren und halten. Die Regierung, der Adel, die Bäckersgesellschaften und die mit ihr Hand in Hand gehende Menge von Beamten wirkten einträchtig zusammen, um den Brantweinkonsum zu steigern und jede Belehrung und Anflärung des Volkess geßichtlich fern zu halten. Hier liegt der Grund zur stetigen Zunahme der Trunksucht in Rußland, durch die das Volk, das kein anderes Zerstreuungsmittel kennt, brutalisiert wird. In Großrußland, sagt Nohl in seinem Reiseverke über Rußland, werden in einzelnen Provinzen die Landleute zum Trinken verführt, in andern dazu gezwungen.“

Krone und Adel, Käufer und Pächter sind also nach Kräften bemüht, — es ist gewissermaßen ihr Lebensinteresse, — die Trunksucht des Volkess auf jede Weise, sogar gewalttham, zu steigern, um daraus den größten Gewinn zu erzielen.

Was die „Krone“ nach Aufhebung des Monopols aus der Brantweinsteuer für fabelhafte Summen gezogen, das lehrt die folgende Zusammenstellung: 1866: 121 518 857 Rubel, 1868: 133 384 468 Rubel, 1870: 163 859 514 Rubel, 1872: 172 878 006 Rubel, 1873: 179 296 144 Rubel, 1874: 200 792 573 Rubel, 1875: 186 185 300 Rubel, 1876: 191 787 700 Rubel, 1877: 192 544 100 Rubel u. s. w. Heute erreichen die Einnahmen aus dem Brantweingehäft, die nach L. v. Stein den Schwerpunkt aller Staatseinnahmen und sogar die Hauptstelle in dem Gebiet der ganzen Besteuerung einnehmen, über 200 Millionen Rubel. Sie machen fast ein Drittel der Totaleinnahmen des ganzen Budgets aus.

Das Steigen der Erträge ist nach Dr. Bär auf das Umsichgreifen und die Steigerung des Konsums zurückzuführen, und der letztere wiederum findet in der kräftigeren Handhabung des Regierungs- und Adelsapparats, in dem auch die zu Brantweinhändlern entwürdigten Juden stecken, seine Erklärung.

Und nun wagt man es, die Schuld an der Brantweinpest, an der Demoralisation und dem materiellen und geistigen Ruine den Juden aufzubürden! Das ist fürwar eine große Kühnheit und Gewissenlosigkeit, wenn von einem Gewissen, dem Bewußtsein moralischer Verantwortlichkeit, dem Tribunale der Geschichte der Menschheit gegenüber in Rußland überhaupt noch gesprochen werden darf.

Verfolgte Diebe rufen stets, um die Verfolger von sich abzulenken: „haltet ihn“, auf einen andern deutend. So geschieht es auch hier. Um den Zorn des zur Besinnung kommenden Volkess, das sich auf das schändlichste betrogen sieht, von sich abzulenken, wird der Heze gegen die Juden in Szene gesetzt, von denen eine Anzahl der Krone und dem Adel in ihrem Ausbentungswerke gute Dienste geleistet, während die große Menge der Juden kein anderes Verbrechen begangen hat als das, daß sie von jüdischen Eltern geboren und in der jüdischen Religion aufgewachsen ist. — Die jüdischen Brantweinhändler sind jedenfalls zu entschuldigen, nicht aber die Regierung und ebensovienig der Adel, der entweder, wie in Großrußland, den Brantwein zur Betäubung der Bauern, oder wie in Neurußland zur eigenen Bereicherung und zum Ruine derselben fabriziert oder fabriziren läßt.

Indem das Volk übrigens voller Erbitterung sich gegen die jüdischen Brantweinhändler wendet, gibt es doch auch der Erkenntnis Ausdruck, daß das Brantweingehäft ein verächtliches, hassenswerthes überhaupt und eine zum Unheile und Verderben der Gesellschaft geschaffene fluchwürdige Institution ist.

(Fortsetzung folgt.)

Meine erste Gotthardsfart.

Reisefkizze von Carl Sticker.

(2. Fortsetzung.)

Längs der Straße war hier das umfangreiche Wasserrohr, das dem Turbinenhanse bei Gößchenen die nötigen Kräfte zuführte, noch auf eine kleine Strecke hin zu erblicken. Je höher die Straße bergaufwärts in dieser Felsenge führt, desto schmaler wird der Raum zwischen den Felsenwänden, und an manchen Stellen hängt die Felswand drohend über der dicht am Abgrunde hinführenden Straße, ein sicheres Zeichen, daß nur durch Sprengungen z. z. diesen Felskolossen der für die Straße nötige Raum abgerungen werden konnte.

Ueber die Sprengbrücke und somit über den Abgrund und über die in dessen Tiefe tobende Reuß hinweg fuhren wir wieder an das linke Reußufer, um dauernd bergaufwärts die höheren Partien dieses scheinbar zänglich gesperrten Felschlundes zu erreichen.

Auch hier oben zeigt sich die zerstörende Macht der Lawinen. Brüggwald, die genante ziemlich breite Strecke, war in früheren Zeiten bewaldet. Steingeröll und Schneestürze beseitigten die stämmigen und widerstandsfähigen Bäume mit allem Erdreich jedoch derartig, daß schließlich nur noch das nackte Felsterrain und hie und da in besonders geschützter Lage ein einsames Bäumchen übrig blieb.

Endlich verlieren sich auch die Tannen ganz, selbst die Degföhre wird seltener, und nun fährt unsere Wagenreihe um den Vorsprung des Teufelsberges, d. h. um dessen steile und scharfe Felsenecke herum, um gleich darauf bei der weltberühmten Teufelsbrücke anzulangen. Die Reize dieser Felschlucht sind zumeist nur für abgehärtete Nerven recht zu genießen.

Die Teufelsbrücke passirten wir bei scharfem Luftzuge und bei schönster Witterung. In einer Höhe von 32 Metern überwölbt in kühngeformten Bogen die im Jare 1830 aufgeführte neue Teufelsbrücke den Abgrund, dessen Tiefe von den Sturzwellen und schäumenden Wogen der Reuß gefüllt wird. Oberhalb der Brücke bildet der genante Gebirgsfluß einen mächtigen Wassersturz, dessen zu Nebelbläschen aufgelöste leichtere Wassertheilchen bis zur Brücke empor geschleudert werden und in der Tagesbeleuchtung effektvolle Licht- und Farbenspiele in überaus buntem Wechsel bieten.

Dicht unter dieser Brücke überwölbt die seit dem Jare 1830 nicht mehr frequentirte alte und kleine Teufelsbrücke die Wassermasse der Reuß. Sie mündet jetzt an einer hohen, steilen Böschungsmauer der neuen Straße aus und hat demzufolge keinen Wert mehr.

Ehemals marschierte das gefürchtete Kriegsvolk der Urkantone über diese Brücke zum Gebirgspasse hinauf und über diesen hinweg zum sonnigen Süden, um dort in mörderischen Schlachten das trügerische Waffenglück zu erproben und mit reicher Beute beladen wieder über die Brücke hinweg zur Heimat zurückzuführen.

In dem großen Alpenkriegsdrama, das im Jahre 1799 das Gotthardterrain nord- und südwärts der Uebergangshöhe mit furchtbaren Gräueln und Mordscenen heimsuchte, bildete dieses unscheinbare Brücklein mehrmals einen Punkt von hervorragender strategischer Bedeutung. Hier tobten die mörderischsten Kämpfe zwischen den französischen und zwischen den mit dem bewaffneten ernerischen Landvolke vereinten österreichischen Heeressteilen, denen später gräßliche Bravour-Mezeleien zwischen französischen und russischen Truppen folgten.

Drüben jenseits, also oberhalb der neuen Brücke, befindet sich ein primitives Gasthaus, dessen feuchte Segenspenden an der Außenseite des Gebäudes empjolen stehen.

Vor der Brücke aber zeigt sich an steiler Felswand die übermütige Reklame, die dem großartig Erhabenen das Moment des Niedrigen und Lächerlichen hinzufügt. In respektablen Dimensionen sind einige große Satansfiguren an die Felswand gepinselt und in mehreren Kultur Sprachen verkünden beigefügte Inschriften in großen Lettern, daß an gewissen Tagen nach Einbruch der Dunkelheit hier eine bengalische Beleuchtung der Wasserfälle und Felsen nebst splendidem Feuerwerke stattfindet. Selbstverständlich auf Kosten der herbeieilenden Schaulustigen.

Bei späteren Gotthardfahrten habe ich diese Scenerie als Winterlandschaft bei Tage und bei Nacht bewundert und fand dabei, daß außer der Tagesbeleuchtung selbst für hyperromantisch geartete Naturen nur noch das bleiche Licht des Mondes den vorwaltenden Effekt des Pittoresk-Schauerlichen steigern kann.

Nur wenige Minuten fährt unsere Wagenreihe noch bergaufwärts durch diesen vegetationslosen Schlund.

Dann nimit ein Felsentor uns auf und der Widerhall des Pferdegetrappels und Rädergerassels wird auch in diesem Steingewölbe durch das Geräusch gigantischer Wasserfälle überhört, die draußen an Felsen vorüber über abschüssige Wände und die Klippen zur Tiefe stürmen. Ein kleines Nebenportal bietet die Aussicht in den lärmerfüllten Abgrund und erhellt zugleich diesen kleinen Tunnel, der Generationen hindurch gleich einem Weltwunder angestaunt wurde.

Schärfere landschaftliche Gegensätze als sich hier unmittelbar an den Ausgängen dieser nur 54 Meter langen Felsengallerie bieten, findet man selten so nahe beisammen.

Hat man die schauerlich öde Höllenschlucht der Schöllinen mit ihren engen und schroffen Felsklüften soeben verlassen, so betritt man sofort nach dem Passiren dieses Felsentores ein weites, stilles Hochtal, das trotz der umgebenden großartigen Hochgebirgsscenerien einen anmutigen, freundlichen Eindruck macht. Die ausgedehnten grünen Wiesenflächen dieser Talgegend, zwischen denen trägen Laufes und still die Reuß dahinfließt, gewären einen idyllischen Anblick und man vergißt bei diesem Landschaftsbilde nur zu oft, daß diese weite Talgegend 4500—6000 Fuß über dem Meere liegt, daß hier in der Regel der Winter 7 Monate andauert und daß nur während 5 Monaten im günstigsten Falle auf ein Ausbleiben des Schnees gerechnet werden kann.

Bier Dörfer erheben sich in dieser Hochebene: Andermatt, Hospental, Zum-Dorf und Realp lauten die Namen derselben, und die Gesamtbevölkerung dieses zu einem Bezirke vereinigten, ungefähr 6 Stunden langen, baumlosen Hochtales beträgt ca. 1300 Einwohner.

Zumeist von Walliser Abkunft beweisen die Bewohner dieser Gegend mehr Sangeslust und Lebensfreude als die gewöhnlich finstrier dreinschauenden und ernster gestimmten Urner aus dem niedriger und nördlicher gelegenen, tieferen Reusstale.

Schiller bezeichnet im Tell diese Gegend als ein „heiteres Tal der Freude“, was bis dahin so ziemlich stimmte. Mit der Eröffnung des großen Gotthardtunnels und noch mehr nach der Betriebsöffnung der Gesamtstrecke der Gotthardbahn wird hier die heitere Stimmung einen argen Stoß erleiden, denn ein Haupterwerbszweig der Einwohnerschaft, die Expedition der Frachtgüter durch das Tal und über den Gebirgspass, die Aufnahme und Bewirtung der Reisenden zc. zc., wird lahmgelegt sein und Auswanderung oder die Einföhrung neuer Erwerbsarten wird stattfinden müssen, um die dann dringenden Existenzfragen zahlreicher Familien zu lösen.

In Andermatt wurde Halt gemacht und ausgestiegen, denn hier fand wieder eine Reispause statt, die der Malzeit, vulgo dem Mittagessen gewidmet wurde. Drinnen im engen und vielschichtig aus klimatischen Gründen etwas sehr niedrigen Stübchen, wurde in bunter Reihenfolge jeder, der das betreffende Verlangen bekundete, an der Tafel plazirt; es gab von allem etwas und in Summa von jedem nicht viel, und dafür wurden schließlich von jedem Teilnehmer drei Franken erlegt.

Dann kletterte jeder wieder in die eidgenössischen Postkutschen hinein, um rechtzeitig auf seinen Platz zu gelangen. Droben am St. Annaberge zeigte sich in der klaren angenehmen Bitterung der kleine Bannwald, die gesetzlich geschützte Waldung, der angehende Lawinen von Andermatt fern halten und abwehren soll; weiterhin erglänzten die Firnsfelder des Blaubergeres (9240 Fuß Meereshöhe) als Illustration der hier im Winter und noch mehr im Frühling drohenden Gefahren.

Das Gotthardterrain hat außergewöhnlichen Reichtum an Lawinenbahnen, d. h. an solchen Rutsch- und Senkflächen, die in jedem schneereichen Winter von stürzenden Eis- und Schneemassen mit Gebirgstrümmern heimgesucht werden. Der schweizerische Oberforstinspektor Coaz erwähnt beispielsweise in seiner diesbezüglichen Statistik (Die Lawinen der Schweizeralpen 1880), daß es einzig am St. Gotthard nicht weniger als 518 Lawinenzüge gibt, durch die 69 Forsten, resp. Waldteile, 118 Straßenpartien und 53 Gebäude direkt gefährdet werden.

256 dieser als Lawinenzüge erwarteten unheimlichen Stätten gehören diesem zur Sommerszeit so idyllischem Hochtale an.

Das mittelalterliche Andermatt wurde z. B. ebenfalls durch eine Lawine zerstört. Am Fuße des Kirchberges, wo sich jetzt noch ein uraltes Türmchen neben anderen Gebäuden zeigt, stand in der Vorzeit diese Ortschaft, während das heutige Dorf bedeutend südlicher aufgeführt wurde.

Wir hatten an diesem Tage (18. Oktbr. 78) von Lawinen nicht das Geringste zu befürchten, das weite, stille Tal prangte trotz der vorgerückten Jahreszeit noch im grünen Schmucke anmutiger Bergmatten und Talwiesen, und hie und da gewarte man die breitgeflügelten Rinderheerden in stiller Tätigkeit, d. h. beim Abweiden der grünen Wiesenflächen.

Einige Prachtexemplare dieses herrlichen Viehschlages unterbrachen wol auch beim Nahen des Posttrains ihre Malzeit, musterten nachdenklich die vorüberziehende Wagenreihe und setzten dann im kurzen, gravitatisch gemessenen Schritte ihren Rundgang fort.

Der Anblick einer weidenden Rindviehherde im Hochgebirge gewärt in der Regel einen stimmungsvollen Reiz. Das Geläute der Schellen, der Kuhreigen der Hirten und ähnlich melodischer Jubelchor bilden das poetische Element einer derartigen Landschaftsstaffage. Es mag ein Vorurteil oder eine Täuschung sein, wenn man annimmt, daß das Gebirgsvieh von der Rasse dieser gehörnten Wiederkäuher bedeutend intelligenter sei als das phlegmatische Hornvieh der Ebene. Mehr Ausdauer und Reinheit beweisen diese Tiere jedenfalls, und wenn Schiller in seiner Dichtung äußert: „wie schön der Kuh das Band am Halse steht, und nant ihr's ihr, sie hörte auf zu fressen“, so bewies er damit hinreichend, daß er diesen Sommergästen der Hochgebirgsmatten sogar menschliche Schwächen zumutete.

Uebrigens hat Schiller die Lokalitäten, die er im Tell so naturwar und wahrheitsgetreu schildert, nie erblickt, d. h. nie besucht. Die malerischen Geschichtsbilderungen eines Johannes von Müller (1752—1809) bildeten für seine genial-poetische Schilderungsgabe die genügende Quelle. Auch Johannes von Müller hatte bezüglich der hier zunächst in Betracht kommenden historischen Landschaftsbilderungen bei einem früheren Geschichtsschreiber seinen Stoff entlehnt.

Wer heute mit dem aufgeschlagenen Textbuche von Schillers Tell in der Hand, vom Vierwaldstättersee angefangen bis zur Uebergangshöhe des St. Gotthard hinauf alle historischinteressanten und in dem erwarteten Meisterwerke angeführten Stätten besucht, wird und muß sich wundern, daß Schiller in allen Einzelheiten die landschaftlichen Scenerien und Charaktere so bestimmt und zutreffend schildern konnte, ohne dieselben jemals besucht zu haben!

Von Andermatt nach Hospental eilten unsere eidgenössischen Postkutschen auf fast ebener Straße beim munteren Trab der vorgepanteten zahlreichen Säule schnell durch das Tal; dann ging es aber bedächtig beim Dorfe Hospental bergaufwärts, denn nun bewegten sich die Wagen auf der im Ritzack ansteigenden Poststraße dem eigentlichen Gotthardpasse entgegen.

Hospital mit seinem auf einem romantisch gelegenen Felsen errichteten Longobardenturme, liegt bald tief unter uns und gewährt einen recht malerischen Anblick. Schon vor einem halben Jahrtausend errichtete hier in der rauhen Vorzeit edle Humanität ein Hospital, ein Asyl für notleidende Reisende, und gab damit Veranlassung zur späteren Benennung der nach und nach sich entwickelnden Ortschaft. Die Neuzeit etablierte Hotels mit Telegraphen und sonstigen in dieser Höhe noch anwendbaren Verkehrseinrichtungen, um den deutlichsten Beweis zu liefern, daß der Mensch zu Zeiten nicht bloß mit „seiner Qual“, sondern auch mit seinen stets Steigerung erfahrenden Ansprüchen bis zu dieser Höhe in „guter Gesellschaft“ und damit auch zugleich in Massenschwärmen vordringt.

Hoch über dem linken Neufußer zieht sich, an abschüssigen Felswänden entlang die über den St. Gotthard führende Poststraße empor. Unten in der Tiefe des öden Felstaales erblickt man die Spuren des alten, während eines halben Jahrtausends vielbegangenen Saumpfadens.

In der Entfernung von einer Stunde passiren wir eine Zufluchtsstätte und nach Verlauf einer weiteren Stunde erreichen wir eine zweite, die damals von einer Familie dauernd bewohnt wurde und die elegante, bei 1976 Meter Meereshöhe einen humoristischen Eindruck machenden Benennung: „Café fédéral“ führte.

Weniger humoristisch erschien uns, daß unsere hochgetürmte Postkutsche begehenden Lastfurten auf etwas eigentümliche Weise gewisse Begünstigungen einräumte. Während derartige Befehle den an das Gebirge lehrenden Teil der Straßenbreite behaupten durften, zogen unsere Karossen am Straßenrande und somit dicht über dem Abgrunde, dessen Tiefe vor uns ausgebreitet lag, dahin.

Trotzdem wir den 18. Oktober schrieben, war wenig Schnee in dieser Höhe zu erblicken, während einen Monat vorher ganz gewaltige Schneestürme hier oben gehaust hatten.

Jetzt rollte unsere Wagenreihe auf eine felsige, beinahe ebene Ebene hinaus, die die Benennung „campa“ (das Feld) führt.

Hier ist die Pashöhe, ferner die Grenze zwischen den Kantonen Uri und Tessin und somit auch die Sprachgrenze zwischen dem heißblütigen Süden und dem besonneneren Norden. Das „Schwyzerdütsch“ und der „Dialeto ticinese“, die sich hier begegnen und begrenzen, haben an stülwidrigen Auswüchsen und an unschönen, unrichtigen Formen sich durchaus nichts vorzuwerfen; bei beiden ist die Grammatik schließlich überflüssig und mit beiden gelangt man nicht weit in der Welt.

Das „Feld“ bietet an sich wenig Bemerkenswertes; Felsblöcke und Geschiebe, dazwischen morastige Stätten und spärliche Schneereise illustrierten diese Schredensstation manches armen Wanderers. Wir rollten auf der noch schneefreien Straße zwar mit ziemlicher Eile und mit relativer Sicherheit dahin, aber der bloße Augenschein bewies schon hinreichend, welcher Summe von Gefahren hier der vereinzelte Reisende ausgesetzt ist.

Hier senken sich im Winter bei Tauwetter und noch mehr im Frühling die gewaltigsten Lawinen von den nahen, das „Feld“ begrenzenden Höhen hernieder.

Noch gefährlicher sind aber in dieser Wildnis die entsetzlichen

Schneestürme, die hier oft plötzlich hervorbrechen und jaraus jarein zahlreiche Opfer hinwegraffen.

Wenn diese gräßlichen Schneestürme, auch gaxeten, tormenta u. s. w. benannt, tosen, ist selten für vereinzelte Reisende an Rettung zu denken. Die ungeheuren, fast urplötzlich in rasend-schnelle Bewegung geratenden Schneemassen verdecken im Augenblick die Straße samt den sie markirenden Pfälen. Die scharfen, stechenden Eisnadeln blenden den Unglücklichen schließlich, der hier vielleicht mit dem letzten Rest seiner Lebenskräfte gegen das entfesselte Element und gegen die Gewalt des Unwetters ankämpft, und schließlich wärt der ungleiche und ermüdende Kampf nicht lange, die Kräfte sinken und zuletzt sind es leise niederrieselnde Schneeflocken, die ein dichtes Leichentuch über den ausbreiten, der hier den Schrecken und Gefahren des Hochgebirges zu trozen wagt.

Ueber diese gefährliche Straße zog sich Jahrhunderte hindurch ein Teil des Weltverkehrs. Zwischen einigen Seen hindurch und an mehreren dicht entlang, furen wir auf der hier ziemlich ebenen Poststraße dahin, die regelmäßig während neun Monaten im Jahre unter dichten und zumeist steinharten Schneelagen vergraben liegt.

Nebelschleier wogten über den Seeflächen sowol, als auch über den felsigen Partien dieses ebenfalls mit gigantischen Gebirgstrümmern übersäeten Hochtales; hier befindet sich nicht bloß eine Sprachscheide zwischen Süd und Nord, sondern auch eine Wetter- und Wasserscheide zwischen den erwarteten Himmels- und Erdstrichen.

Südwärts eilt der Tessin zum Stromgebiet des Po und zwar zunächst zum Flußgebiet des Lago maggiore hinab; nordwärts senkt sich die Neuz zum Vierwaldstättersee, um später in die Aare mündend, mit dieser zum Vater Rhein zu eilen.

Besonders interessant sind die meteorologischen Verhältnisse des St. Gotthard, dessenweggen genießt auch die in seinem hochgelegenen Hospiz etablierte Beobachtungsstation eine außerordentliche Beachtung.

Am Ufer des Lago grande (Großen See), der ca. 40 Fuß Tiefe hat, hielt unsere Wagenreihe plötzlich, und wir gewarten, daß wir die Pashöhe schon hinter uns hatten und uns jetzt vor dem Gotthardhospiz befanden.

Circ. 600 Meter nördlich vom Hospiz befindet sich die 2114 Meter Meereshöhe erreichende Pashöhe, während das Hospiz bei 2093 Meter Meereshöhe schon auf dem Gebiete des Kantons Tessin sich befindet. Der Höhenlage entsprechend, trägt die gesamte nähere Umgebung des Zufluchtshauses den Charakter der Polarlandschaft, indem weder Strauch noch Baum, noch eine sonstige geringere Vegetation von hier aus dem spähenen Blicke sich zeigt.

Feuchte Nebelmassen mit zudringlichen Tröpfchen und Wasserbläschen wogten hier oben im öden Hochtale bei dem Kampfe der wechselnd die Oberhand gewinnenden kälteren nördlichen Luftströmungen mit den von Süden herandrängenden etwas schwülen Winden. Daher war unsere Rundschau beim Verlassen unserer Postchaise eine beschränkte und wendete sich demgemäß mehr den hier befindlichen Gebäuden als der Landschaft zu.

(Schluß folgt.)

Die Fliederzweige.

Eine einfache Geschichte von E. Dreßler.

Eine schmucklose Mansarde. Hell und lustig zwar und in ihrer einförmigen Stille hoch erhaben über dem geräuschvollen Getriebe der Weltstadt, aber sehr einfach und bescheiden, fast dürftig möbliert. Sonst schien das Haus von solider Eleganz, und jener Ausbau, der so wenig mit der prächtigen Fassade, den hohen Spiegelfenstern harmonierte, wol eine seltsame Laune des Erbauers gewesen, oder auch eine Anwandlung von Humanität, welche die hellen Dachstübchen im Mittelpunkte der Stadt gelegen, fleißigen, strebsamen Menschen für geringen Zins zum Asyl gab und ihnen dadurch die zeitraubenden Wege nach einer billigeren Wohnung der entfernteren Stadtteile ersparte.

Bis zum dritten Stockwerk hinauf klare hohe Spiegelscheiben, hinter denen, umhüllt von gestickten Tüllgardinen, farbenprächtige Topfgewächse blühten und sich auch sonst wol Luxus oder doch

Komfort vermuten ließ. Dann mit einemmale jener seltsame Siebel, von dem man nur durch kleine, viereckige Scheiben in die Welt sehen konnte, und daher diese spärliche Aussicht nicht durch faltige Vorhänge noch verengerte, vielleicht auch entbehrte, um das Licht voller einströmen zu lassen. Eins jedoch hatte die Mansarde mit den unteren Stockwerken gemein — den duftigen Blumenschmuck.

Und jene unparteiischen Lieblinge der Menschheit, die sich bei Arm und Reich gleich gern finden lassen, blühten hier oben üppiger vielleicht als ihre Schwestern in den unteren glänzenden Räumen, die aber doch einen Kerker für sie bedeuteten. Die anmutigen Gewinde und Ranken dort oben, — von den kleinen blauen Veilchen, den farbenprächtigen Rosen, bis zur spätesten Herbst-aster — atmeten nicht Stubenatmosphäre, sondern frische, reine

Gotteslust; nicht hinter den Scheiben schauten sie sehnsüchtig ins Freie, sondern kühn schlangen sie sich und kletterten sie draußen um die Mauer, bestrahlt von dem heißen Sonnenblick wie dem sanften Schimmer der Sternenanagen, und sahen lustig hinein in das Manjarbenstübchen, den fleißigen kleinen Händen, welche ihnen da oben auf die Dachfirste ein par Maß der mütterlichen Erde hinaufgetragen, dankbar ihre schönsten Blüten hinreichend.

Jener schwebende Blumenflor hoch oben war aber solch ein Unikum in der belebten Straße, daß manches Auge wol eher die Manjarde streifte, als die eleganten unteren Etagen, und ein sinniger Mensch vielleicht die traurige Entdeckung machte, daß auch mitten im lärmenden, nüchternen Weltgetriebe die Poesie doch noch hier und da ein Plätzchen finde.

Wie nun die dort oben leuchtenden Blumensterne zu den schönsten ihrer Art gehörten und bei festlicher Gelegenheit vor dem verwöhnten Auge mit Ehren bestehen können, so waren auch die Bewohnerinnen der bescheidenen Manjarde eine Zierde ihres Geschlechts, und obwol in bedrückten Verhältnissen lebend, und mit ihren kleinen fleißigen Händen sich den Lebensunterhalt erwerbend, würden sie doch in jedem Salon ihren Platz ausgefüllt haben. Dem Jugend, Schönheit und Anmut, gepart mit sanfter Würde, sind die mächtigen Feengaben, die ihnen schon in die Wiege gelegt wurden, und welche nur des Zauberstabes des Glückes oder einer günstigen Gelegenheit bedurften, um allen sichtbar zu glänzen. Aber einsam und freudlos standen die beiden jungen Mädchen da, nicht ein zärtliches Vater- oder Mutterauge wachte über sie, ihnen die dornenvollen Wege des Lebens ebnend, sie gehörten zu jenen tausenden von Waisen in der Residenz, die allein den Kampf ums Dasein unternehmen müssen, der schwerer noch, wenn man in glücklicher Kindheit nicht für ihn gestählt wurde, sondern das Leben wie einen goldenen Sommertraum ansah, in welchen dann das Schicksal mit unbarmherziger Hand griff mit der rauhen Mahnung: „Nicht Träumen, sondern Handeln.“ —

Einen merkwürdigen Kontrast zu der ärmlichen Ausstattung der Manjarde bildeten verschiedene Delgemälde an den Wänden, — Frucht- und Blumenstücke. Nicht Delründe, sondern treffliche Originale, die auf eine geübte Künstlerhand schließen ließen. Doch ein weiterer Blick auf die Staffelei am Fenster, vor der ein junges Mädchen saß und eifrig die holden Kinder Floras in idealer Schöne auf die Leinwand zauberte, erklärte den Lugas der Delbilder. Ja, es war das Heim einer Malerin, doch kein Atelier im günstigsten Sinne des Wortes, nicht jenes hohe weite Gemach, welches man sich darunter denkt, mit dem künstlerischen Chaos von Kunstschätzen und Requisiten, den elegantesten Ruheplätzen, von denen sich die Werke des anerkannten Genies — bequemer bewundern lassen, sondern die Werkstatt eines jener Talente, das, wenn auch bedeutend, doch one Freunde und Gönner dastehend, die es auf den Schild heben, mit dem Schicksal um jede Staffel des Ruhmes in hartem Kampfe ringen muß, härter noch, wenn auch die Existenzfrage als eine der hauptsächlichsten sich aufzwingt.

Hedwig Born hatte bisher nur die Schattenseiten einer Künstlerlaufbahn kennen gelernt, und die trüben Wolken vielleicht das Licht, welches in ihrer für die Kunst begeisterten Seele leuchtete, erdrückt mit ihrer Schwere, hätte es nicht in so hehrem Feuer gestraht. In ihren bleichen, edlen Zügen aber stand es geschrieben, daß sie gekämpft und gelitten und es auch schmerzlich überwunden, daß der schöne Traum von Ruhm und Anerkennung sich ihr wol nie erfüllen werde.

Ihr gegenüber am anderen Fenster saß ebenfalls ein junges Mädchen, anscheinend jedoch sechs bis sieben Jahre jünger als Hedwig, eine eben erst erblühte Mädchenknospe, über deren lachende Züge noch kein verheerender Sturm gefahren.

Ein anmutiger Anblick, diese beiden Mädchengestalten! Die ältere, hoch, schlank, mit geistvollen, feinen, wenn auch ein wenig blaffen Zügen, träumerischen, blauen Augen und einer durchsichtig weißen Stirn unter flimmerndem Goldhaar; die jüngere, eher von kleiner Figur, doch grazios gebaut, mit einem rosigen Kinder Gesicht, in dem mutwillige braune Augen leuchten und das dunkle Locken umrahmen.

Auch letztere war beschäftigt, Blumen nachzubilden, wenn auch in anderer Weise und nicht so künstlerisch vollendet, als Hedwig es tat.

Sie war Blumenmacherin und arbeitete für eins der ersten Magazine Berlins, und die feinen Kränze und Sträuße, welche aus ihren geschickten kleinen Händen hervorgingen, wurden stereotyp

für französische ausgegeben, die ja doch nun einmal den Ruf haben, und denen jene wirklich nicht nachstünden.

Soeben hatte sie einen entzückenden Mosrosenkranz vollendet. Prüfend hielt sie ihn in die Höhe und legte ihn dann seufzend und gerade nicht sehr zart in einen leeren Karton:

„Ich wollt, es wäre der letzte,“ murmelte sie mißmütig, „o wie müde bin ich es, ewig diese Blumen zu fabriziren, welche andere schmücken sollen.“ —

Dann auffpringend, nam sie plötzlich den Kranz wieder aus der Schachtel und drückte ihn sich vor dem kleinen Spiegel auf die dunklen Locken. Sie lächelte ihr reizendes Spiegelbild an und warte sich darauf der jungen Malerin zu:

„Was meinst du Hedwig, steht er mir gut? Sehe ich hübscher aus, als es die kleine Banquierstochter mit ihrem dicken roten Gesicht, für die er bestimmt ist, je darin sein wird?“

Hedwig, in das rosige Gesichtchen mit den dunklen, leuchtenden Augen und dem schalkhaften Ausdruck sehend, mußte sich wol gestehen, daß die Rosen kaum einen hübscheren Kopf schmücken möchten, aber eine direkte Antwort vermeidend, sagte sie ernsthaft:

„Was nützt das, Gerta? Lege ruhig die Blumen wieder fort und denke nicht an Dinge, die sich schwerlich erfüllen werden. Wir müssen uns mit der Arbeit begnügen und andern das Vergnügen überlassen.“

Hestig das Gewinde aus den Locken reißend schmolzte Gerta:

„Ich bin aber jung und möchte vom Leben mehr haben als das tägliche Sizen über den langweiligen Blumen in diesem elenden Zimmer. Du freilich kannst dir nicht vorstellen, daß man sich nach Licht und Lust sehnt wie ein gefangener Vogel! Ich habe dich noch nie über dies armselige Gefängnis klagen hören und glaube fast, du bist noch zufrieden mit unserm niederen Lose.“

Ein melancholisches Lächeln suchte um Hedwigs Mund.

„Weinst du?“ entgegnete sie leise, „ich neme mir nur nicht die Zeit zu unnützen Klagen; mein Leben hat von jeher der Pflicht gehört und darum söhnte ich mich wol eher mit unserm Verhältnissen aus. Doch du irrst, wenn du glaubst, daß man nur Wünsche habe, wenn man sie ausspricht.“

Zu ihr eilend und sie mit beiden Armen umschlingend, flüsterte Gerta jetzt beschämt:

„Vergib Hedwig! ich weiß es ja, für mich hast du gesorgt und gelebt, mir deine liebsten Hoffnungen geopfert und ich bin so undankbar. Aber zuweilen kommt eine so unzufriedene Stimmung über mich, wie eben jetzt, die ich dann nicht so leicht unterdrücken kann. — Sieh, ich bin gewiß nicht für die Arbeit allein geschaffen; tausend Wünsche durchkreuzen meinen Kopf, wenn ich so Tag für Tag hier sitze, und ich beneide alle jene, die nicht hübscher, klüger und doch so viel reicher und glücklicher sind, als ich. Das mag sehr egoistisch sein — aber ich kann nicht sagen, wie ich dies fabrikmäßige Blumenmachen hasse.“

„Du hattest trotz deiner Begabung keine Lust zum Lernen, Gerta, und wolltest nicht Erzieherin werden, wie ich es so sehr wünschte. Gewiß hättest du mehr Befriedigung in diesem Beruf gefunden, und wärest auch in andere Verhältnisse gekommen.“

„Um Gotteswillen Hedwig, erinnere mich nicht an jenes unglückselige Projekt. Ich mit meinem ungeduldigen, reizbaren Temperament ungezogene Kinder erziehen? Ich hätte den armen Geschöpfen die Bücher an die dummen Köpfe geworfen, natürlich nicht aus Härtherzigkeit, sondern purer Ungebuld. Man hätte mich in den ersten acht Tagen fortgejagt. Nein, mein Schatz, das war nichts. Ich will dir etwas sagen, ich habe nur ein Talent — nämlich, eine reiche, bewunderte Dame zu werden. Durch Geld kann man alles erlangen, alles in der Welt.“

„Wirklich? auch Liebe?“ verzete Hedwig träumerisch. „Sieh,“

fur sie lebhafter fort, „ich sage dagegen: Geld ist Chimäre.“

„Wer wird in unserm praktischen, nüchternen Jahrhundert noch an eine wirklich romantische Liebe glauben,“ erwiderte Gerta altflug. „Nah, das ist Einbildung. Ich bin keine Idealistin und meine, für Geld kann man recht viel Reelles haben.“

„Ach Gerta, ich hätte garnicht geglaubt, daß du ein so materiell gesintetes Geschöpfchen wärest, trotz deiner poetischen Beschäftigung.“

„Wo bleibt da die Poesie, wenn ich wie jetzt in Wind und Wetter hinaus muß, um für dieses blumige Produkt meiner Hände klingende Münze einzutauschen? Ist es nicht natürlich, daß ich mich lieber mit meinen Blumen schmücken und im bequemen Wagen durch diese Sintflut fahren möchte?“ scherzte Gerta.

„Also willst du noch fort? ja, das ist heute kein Vergnügen, armes Kind. Wollte Gott, ich kön'e meine Bilder verkaufen,

dann solltest du es nicht mehr, armes Herz," sagte Hedwig, zärtlich der Kleinen dunkles Haar streichelnd.

"Oder schicke mir der Himmel bald einen reichen Herrn Gemal," erwiderte diese lachend im Geheh, "dann brauchtest du nicht deine lieben schönen Augen bei diesen unglückseligen Pinseleien zu verderben," setzte sie mit der naiven Rücksichtslosigkeit eines Kindes hinzu.

Mit liebevollem Blick ihr nachsehend murmelte die ältere:

"Ich wünsche ihr von Herzen ein besseres Loß. Die arme Kleine! sie ist so hübsch und sollte unbelant und ungeführt hier in der Dachstube verwelken? Mein armer Bruder, du dachtest auch an ein anderes Geschick für dein Kind, und doch habe ich getan, was in meinen Kräften stand."

Dämmerung schwebte hernieder und umzog mit dunklen Schatten das kleine Gemach. Das zum Malen nötige Licht schwand, so lehnte sich Hedwig in den Stuhl zurück, die von der Arbeit ermüdeten Augen schließend.

Im monotonen Tropfenfall rauschte leise ein warmer Regen; Frühlingsluft zog durch das halbgeöffnete Fenster und die Weilchen und Narzissen draußen auf dem Gesims hauchten süße Dünste über die weiße, gefenkte Mädchenstirn.

Läßt es sich schöner träumen und denken als im Dämmerlicht, in jener geheimnisvollen Stunde, wo das Licht flieht und die Nacht auf gespenstisch schwarzen Fittigen heranrauscht?

Auch Hedwig empfand die Zaubermacht, vergaß die ärmliche Manjarbe, die Misere ihres einsamen Lebens und an ihrem geistigen Auge zogen in Tageshelle die Bilder einer glücklichen Kindheit, der wonnereichen ersten Jugendjahre vorüber, in denen sie geglaubt, die ganze Welt gehöre ihr — Jahre reichen Glückes und doch auch so voll Tränen.

Sie lebte einst in besseren, ja glänzenden Verhältnissen. Ihr Vater, ein geachteter, sehr wohlhabender Kaufmann, der mit überschwänglicher Zärtlichkeit ihre Kindheit zu einer der glücklichsten gemacht, und den sie leider nur zu früh verlor, hinterließ bei seinem plötzlichen Tode der Gattin und zwei Kindern ein beträchtliches Vermögen. Der Sohn von hervorragender körperlicher

Schönheit und übersprudelnder Lebenskraft, wollte, den Kaufmannsstand nicht liebend, durchaus Offizier werden, was er auch durchsetzte nach einigem Kampfe mit der Mutter, welche ihn zwar abgöttisch liebte und jeden seiner Wünsche zu erfüllen suchte, aber auch eine gewisse Pietät für die alte ehrenwerte Geschäftsfirma ihres Gatten besaß, die der Sohn zu noch höherem Glanze erheben sollte, wie sie gehofft. Und ein sehr stattlicher Offizier war er geworden, der seine viele freie Zeit mit recht kostbaren Vergnügungen ausfüllte.

Der kostbarste, törichtste Zeitvertreib war jedoch die Ehe mit einer, wenn auch durchaus respektablen, so doch an Luxus gewöhnten Schauspielerin gewesen. Da seine Frau der Bühne nicht zu entsagen vermochte, mußte er natürlich den Dienst quittieren und versuchte es mit der Laufbahn eines Ingenieurs.

Leider hatte er kein Glück in diesem Berufe, oder vielleicht nicht die nötige Fähigkeit und Ausdauer, und so war er bald gezwungen, die Existenzmittel allein von seinem Erbteil zu beziehen, das bei den luxuriösen Gewohnheiten seiner Frau, denen die seinen nichts nachgaben, in einigen Jahren aufgezehrt war. Schulden folgten. Die Mutter trat für den geliebten und doch so leichtsinnigen Sohn ein, so lange sie die Mittel besaß, selbst Hedwigs Erbe wurde angegriffen.

Sie war bedeutend jünger als der Bruder und hing mit der zärtlichsten Liebe an dem schönen, immer heiteren Manne, dessen Hauptfehler eine allzugroße Gutmütigkeit und eine an Leichtsinns streifende Unbekümmertheit um das Morgen waren, Eigenschaften, die aber in den Augen eines Kindes, das den Ernst des Lebens nicht kent, am wenigsten als Fehler erscheinen. Und als dann auch die Mutter nach kurzer Krankheit verschied, übertrug sie alle Liebe ihres reichen Kinderherzens auf den einzigen Bruder, dessen Haus dann für mehrere frohe Jahre ihr zur Heimat wurde. Welch heiteres Leben herrschte dort, und wie wenig ahnte sie, daß es nur auf den Grundpfeilern des Scheins gebaut war, die jeden Tag zusammenbrechen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Frucht und Saat.

Pöbel wagst zu sagen! wo ist der Pöbel? Ihr machtet,
Sing es nach eurem Sinn, gerne die Böller dazu.

Goethe.

An die Gesetzgeber.

Sezet immer voraus, daß der Mensch im ganzen das Rechte
Will, im einzelnen nur rechnet mit niemals darauf.

Schiller.

Man lernt nicht die Irrwege durch den rechten Weg, sondern den
rechten Weg durch die Irrwege kennen.

Lessing.

Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrtum, vermehrt ihre
Fertigkeit zur Empfängnis der Wahrheit.

Schiller.

Wer irgend noch etwas fürchtet im Universum, und wäre es die
Hölle, — der ist ein Sklave.

Jean Paul.

Einheit des Allgemeinen und Einzelnen ist das Wirkliche.

Die Erkenntnis dieser Einheit ist Wahrheit.

Die Aeußerung dieser Einheit im Handeln ist Tugend.

Joh. Jakob.

Der ist in allem der Beste, der selbst sich Alles zurechtlegt;
Tüchtig ist dann auch jener, der weiser Rede Gehör gibt;
Doch wer selber nicht denkt, noch, anderer Rede vernehmend,
Selbe im Herzen erwägt, der ist ein völliger Nichtsnutz.

He si o d. (Stahr's Uebersetzung).

Sein wildes, wüstes Brausen kann nicht dauern,
Denn heft'ge Feuer brennen bald sich aus;
Ein sanfter Schaur' halt an, ein Weiter nicht,
Wer frühe spornet, ermüdet früh sein Pferd
Und Speiß' ersticht den, der zu hastig speißt.

Shakespeare, Rich. II.

Ein kurzes Lied, das wirklich Leben sprudelt,
Das wirklich trägt an seiner Stirn die Weihe,
Kommt mehr zuletzt in aller Menschen Hände
Als hundert starke, dick geklegte Bände.

Berlangt ihr Großes, hebt den Blick nach oben,
Denn nicht herunter steigen die Poeten,
Und selten wird euch schmeicheln ihre Strenge:
Die Kunst ist keine Dienerin der Menge.

Platen.

Hermann von Schlagintweit-Sakünlinski. (Porträt S. 284.)
Wissenschaftliche Untersuchungen des Forschers in fernen Ländern in Verbindung mit Beobachtung der dort sich bietenden neuen Erscheinungen in allen Gebieten der Natur und des Lebens, verdienen vor allem hohe Anerkennung. In den Arbeiten, welche Hermann Freiherr von Schlagintweit-Sakünlinski auszuführen gedöht war, liegt solche Forscherfähigkeit uns vor. Hermann Schlagintweit, geboren zu München 13. Mai 1826, hatte früh begonnen in verschiedenen Teilen der Alpen wissenschaftliche Arbeiten auszuführen, und es hatte daran sein nächster, damals noch sehr jugendlicher Bruder Adolph, geboren 9. Jan. 1829 (ermordet 1857 in Disturkstan von einem aufständischen Hauptling), mit regem Eifer teilgenommen. Von ihren zwei Bänden der „Untersuchungen über die physikalische Geographie und die Geologie der Alpen“ war der erste 1850 erschienen; sie hatten schon damals die Aufmerk-

samkeit Alexander v. Humboldt's gewonnen und die stete Förderung ihres Bestrebens möglicher Ausdehnung solch wichtiger Arbeiten sich gesichert. Die Vermittlung des Königs Friedrich Wilhelm IV. ermöglichte, daß schon 1854 sowohl Hermann als Adolph von England aus in offizieller Weise mit einer großen wissenschaftlichen Sendung im Anschlusse an die schon begonnenen magnetischen Beobachtungen in Indien betraut wurden; sie durften dabei auch Robert, den vierten der Brüder, geboren 27. Oktober 1833, als Begleiter sich wählen. Am 20. Septbr. 1854 hatten sie in Europa sich eingeschifft; am 26. Oktober landeten sie in Bombay. Um eine genaue Erforschung der einzelnen Gebiete durchzuführen, hatten Hermann und Adolph fast stets verschiedene Routen eingeschlagen und waren meist nach langer Trennung erst wieder zusammengesprochen. In den Tiefländern Indiens waren die Routen ziemlich gleichmäßig verteilt. Es mußte den meisten Richtungen entlang

das Land von einem Hauptpunkte zum andern auf den schlechten aber direkten Verbindungslinien des Verkehrs der Eingebornen durchzogen werden. Von Eisenbahnen gab es anfangs 1855 nur die kleine Strecke von Kalkutta bis Ranigandich, 132 engl. Fuß (40,3 Meter) ansteigend; vielfach waren dagegen selbst den Verkehrswegen des Handels entlang auch den Reisenden Kameele und Elefanten nötig. In Hochasien hatte Hermann auf der indischen Seite des östlichen Himalaya zunächst die Gebiete von Bhutan und Sikkim und später auch Nepal allein durchzogen; 1856 war er mit seinen Brüdern im Nordwesten zusammengetroffen, und hatte dann, auf jenen Wegen von Robert begleitet, von Kaschmir durch West-Tibet bis Ost-Turkestan, mit nicht unbedeutender Veränderung der Marschlinien während des Vordringens und während der Rückkehr, die Gebiete des westlichen Hochasien durchforscht. Es war dabei möglich geworden, was bis zu jener Zeit noch keinem Europäer gelungen war, die chinesischen Grenz- und Zollwachen zu umgehen und verkleidet sowohl die Karakorumkette als die Künlunkette gegen Norden zu überschreiten. Sogleich nach der Rückkehr nach Europa im Juni 1857, wurden die Vorarbeiten zur Publikation in einem Prachtwerke mit ausschließlich wissenschaftlichem Texte und großem Folio-Atlas begonnen. Es sind bis jetzt unter andern die Tabellen und Kurven des Magnetismus, die Ortsbestimmungen, Höhenmessungen, klimatischen Verhältnisse und Temperaturtabellen erschienen. Erst als diese in objektiver Bearbeitung vorlagen, erschien auch von Hermann deutsch der beschreibende Reisebericht. Unter den geographischen Ergebnissen ist das wichtigste, daß dabei, wie soeben genannt, zwischen dem Himalaya und dem Künlun die zentrale Karakorumkette sich zeigte, und daß sich diese, nicht der Künlun, als die wahrscheidende erkennen ließ, die zugleich gegen Westen an die Kette des Hinduismus sich anschließt. Für das westliche Tibet ist die Uebergangsstelle nach Ost-Turkestan der Karakorumpaß, 18345 engl. Fuß (5592 Meter) hoch, und es ist auch in den Umgebungen gegen Westen und gegen Osten desselben ein weniger hoher Paß bis jetzt noch nicht bekannt geworden. Die ganz unerwarteten Effekte starker Auswaschung in Hochasien, mit welcher auf der indischen Seite des Himalaya der Mangel an Wasserfällen und Seen, bei den in Tibet noch erhaltenen Seen der Uebergang aus Süßwasser in Salzwasser sich verbindet, sind für die topographischen Verhältnisse gleichfalls neue Daten. Mit den Reisen war auch die Anlage großer Sammlungen verbunden, und es sind dabei nicht nur die naturgeschichtlichen Fächer vertreten, sowie Ethnographie von den Gegenständen der Kunsttechnik und Waffenformen bis zur einfachen Bekleidung, sondern es finden sich für Anthropologie speziell Skelete und Schädel, sowie hunderte „plastischer Racentypen“, die, ungeachtet schwieriger Ausföhrung, Gegenstand der Publikation wurden und vielfach in den Museen ersten Ranges jetzt aufgestellt sind. Der Heimgekehrte wurde nebst seinem Bruder von Maximilian II. von Bayern in den Adelsstand erhoben; 1864 erhielt er den Beinamen Sakunlinski, 1866 mit dem Comthurkreuz des mexikanischen Guadeloupe-Ordens den Freiherrntitel. Er ließ sich dann, ausschließlich mit der Bearbeitung seiner asiatischen Forschungen beschäftigt, als Mitglied der königlich bayerischen Akademie in München nieder mit temporärem Aufenthalt auf Schloß Jägersburg, bei Forchheim in Oberfranken, dessen Besitz anfangs zur Aufstellung und Bearbeitung der Sammlungen sich nötig zeigte. Sein Tod erfolgte am 23. Jan. d. J. in München.

Der Schwertertanz. (Siehe Illustration S. 285.) Der erste und eigentliche Teil des Festmales ist vorüber und die Teilnehmer gehen jetzt zu der nicht minder wichtigen Fortsetzung über, zum lustigen Gelage. Aber hierbei soll nach allgemeinem Brauch nicht nur der Gaumen genießen, auch Auge und Ohr sollen teilnehmen. Und so tritt er denn herein, um sein Teil zur Erhöhung der Feststimmung beizutragen, der Chef der kleinen Künstlertruppe, die aus einer reizend schönen Tänzerin, einem mit dieser an Anmut und Schönheit wetteifernden Knaben und einer Flötenspielerin besteht. Die Tanzweise ertönt und in grandiosen Bewegungen vollführt die Schöne den Tanz, dabei mit einer Anzahl Reisen ein ebenso reizendes wie gewantes Spiel treibend, während sie in den Pausen von ihrem jugendlichen Begleiter, der in dieser Kunst nicht minder bewandert ist, abgelöst wird. Aber sie begnügt sich in ihren Produktionen nicht mit dem grandiosen Tanze allein, sie verbindet damit auch schwierige und mit Gefahr verbundene Leistungen. Ein grandioser Reiter wird gebracht, der rings mit Schwertern bestückt ist und deren scharfe Spitzen nach oben gerichtet sind. Und da mitten hindurch mit dem Kopf voran vollführt sie ihren Tanz mit einer Geschicklichkeit, die sie vor jeder Verletzung bewahrt und die mit ihren reizvollen Bewegungen im Tanze wetteifert. Oder sie steckt die Schwerter in geringen Entfernungen auseinander mit den Griffen in den Boden, die feingeschliffenen Spitzen nach oben gekehrt und vollführt nun auf den Händen gehend und so die zarte Last des Körpers im Tanzen fortbewegend, ihre schwierige Kunst, von den Zuschauern bewundert und mit Beifall und Gaben belohnt. So war es wenigstens üblich bei den kunstliebenden und -übenden Griechen, wie uns Xenophon in seiner Schilderung des Gastmals des Kallias erzählt. Und diesen Brauch, der wie wir beiläufig bemerken wollen, noch von andern Kunststücken begleitet oder abgelöst wurde, hat Siemiradzki zum Vorwurf seines viel Aufsehen machenden Gemäldes benützt, das wir heute in einer Holzschnitt-Reproduktion unsern Lesern vorführen. Man sieht, die ganze Szenerie des Bildes trägt den antiken Charakter, ist aber sonst frei behandelt. Der jugend-

liche männliche Kunstgenosse fehlt, der Tanz ist gleichfalls anders ausgeführt und zu der einen Flötenspielerin haben sich noch zwei Kunstgenossen mit Tamburin und Leier gesellt. Die zuschauende Gesellschaft ist mit den Opfern des Bacchus beschäftigt wie die alten griechischen Weisen auch. Was anderes ist es, ob sie diesem Spiel mit demselben naiven Gemüt zuschauen wie die wirklichen Griechen, unter denen einer und zwar Sokrates, an diesen Künsten bei dem genannten Male keinen Gefallen finden wollte, sondern es lieber sah, wenn er beim fleißigen Zuspruch des Bechers geistiger Beschäftigung in lebhafter Rede und Gegenrede pflegen konnte. Aber mir dünkt als hätte unser Künstler diese beim griechischen Gastmale übliche Erheiterungs- oder Belustigungsszene nicht mit den Augen angesehen wie diese an das Radle von Jugend auf durch Erziehung und Brauch gewöhnten Männer, und dadurch dürfte denn auch ein Unterschied in der künstlerischen Auffassung entstehen, ein Unterschied, der sich nicht zum Vorteil seines Werkes äußert. So blendend schön und reizend auch das hier vorgeführte Bild erscheint, so wird man seinen Wert doch erst dann richtig beurteilen können, wenn man das Original vor sich sieht, denn im Kolorit liegt die Stärke und die hervorstechendste Eigentümlichkeit Siemiradzki's, liegt richtig gesagt der Reiz seiner Bilder. Und hierin ist er eine für unsere Zeit so charakteristische Erscheinung, daß es der Mühe lohnt, ein par Worte darob zu verlieren. Henri Siemiradzki wurde 1843 als Sohn eines russischen Generals, dem Sprossen einer lithauischen Adelsfamilie, und einer Polin in Charkow geboren, wo er studierte und sich den Dokortitel erwarb. Hierauf (1864) ging er nach St. Petersburg, wo er in die Akademie der bildenden Künste eintrat, die er nach vier Jahren mit zwei Medaillen ausgezeichnet verließ, um auf Staatskosten sechs Jahre lang im Auslande zu verweilen. Nachdem er in München unter Piloty seine Studien fortgesetzt, ging er nach Rom, wo er sich später dauernd niederließ. Hier malte er mehrere seiner Bilder, welche großes Aufsehen erregten, vor allem aber seine „lebenden Fackeln Neros“. Es ist genügend bekannt, wie dieses ärgste Schicksal unter den römischen Kaisern die Christen verfolgte und welch grausame Kurzwel sich derselbe mit den armen Anhängern der christlichen Lehre erlaubte. Eine der gräßlichsten Szenen hat Siemiradzki auf seinem Kolossalbilde dargestellt.

Man kann nun bei dem Auf, den dieser Künstler als Historienmaler genießt, mit Recht auf die Ausführung gespannt sein. — Der historische Stil wird sich immer darin äußern, daß der Künstler aus der großen Fülle von Erscheinungen das wesentliche zur Darstellung bringt und daß er den Kern, den seinem Werke zugrunde liegenden Gedanken einfach und groß, das Ganze beherrschend und durchdringend vorträgt. In der Einfachheit zeigt sich erst der Meister, sie groß und erhaben zu bilden, das haben uns gerade zuregenügte die Meister der Antike gelehrt. Anordnung und Ausföhrung des Stoffs muß deuter klar sein, daß der Beschauer beim Anblick nicht von einzelnen Szenen, womöglich gar von der Staffage gefangen genommen wird, sondern von der Idee, vom ganzen Werke. Dominiert die Idee derart im Kunstwerk, dann mag die Charakterisierung noch so fein, scharf und tiefinnig, die schöne Gestaltung noch so großartig sein, sie wird uns leiten und fesseln und uns allmählich das Geheimnis des künstlerischen Genies klar und rein vor die Seele führen. Ist das nun der Stil Siemiradzki's? Wie löst er seine Aufgabe?

Vom „Goldenen Hause“ des Nero haben unsere Leser wol schon gehört. Es war ein Komplex von prunkvoll und überreich ausgestatteten Marmorpalästen mit Portiken, vielarmigen Freitreppen, innerlich in der luxuriösesten Weise mit Gold und Marmor geschmückt, und so ein sprechendes Bild von der Ueberfüllung und Wollust des römischen Cäsarentums gebend. Inmitten der Front dieses Hauses erhob sich auf riesigem Postamente die vergoldete Kolossalstatue Neros. Auf dem Bilde links im Vordergrund steht das Piedestal aus weißem Marmor mit einem Hautrelief geschmückt, die ganze enorme Höhe des Bildes einnehmend, so daß oben noch die Zehen der Statue sichtbar sind. Natürlich dominiert nun auf zwei Drittel der Bildfläche die Fassade des grandios blendend geschmückten Hauses selbst als Hinter-, richtiger aber gesagt Vordergrund. Ein Wasserbassin ist vor dem genannten Postamente, zu dem breite Stufen bis zur Hälfte hinaufführen. Die riesige große Freitreppe und die eben so große Säulenhalle des Palastes, die goldbezogenen Geländer, die Sphingen u. dgl. — alles aus kostbarstem Materiale hergestellt, blendet den Beschauer. Die untersten Stufen der Treppe wie der Platz vor dem Hause sind mit einem weiß komponierten Haufen Menschen besetzt, aus deren Gesichtern und Haltung die totale sittliche Verdorbenheit jener römischen Zeit nur allzu deutlich zu lesen ist. In der oberen Halle und Treppe stehen römische Große, unter denen sich manches feine Gesicht befindet, das an die Pfaffen des heutigen Rom erinnert, die dem Schauspiel gierig lauschen. Im Mittelpunkt der Treppe befindet sich Nero selbst oder vielmehr seine von acht nubischen Sklaven getragene Sänfte, denn ihn mit einem seiner Weiber sieht man kaum darin. Rechts auf dem letzten Drittel des Bildes sieht man in die kaiserlichen Gärten, und hier sind hohe starke Baumstämme in die Erde gerammt, an deren oberen Enden die armen Christenopfer in leicht brennbare Stoffe bis an den Hals gewickelt, mit Stricken befestigt sind. Nur die Gesichter von zweien, einem Greise und einem jungen Mädchen sind zu erkennen, dagegen umso besser die der Hentersknechte, welche unten das Feuer schüren und eben im Begriff sind, vermittels Fackeln die „lebenden Fackeln“ zu entzünden. Umso besser und klarer ausgedrückt ist auch der Blumenschmuck an den Opferstämmen. Aber

nun sage uns einer, ob in dieser Komposition der zugrunde liegende Gedanke, also der Kampf des in Fäulnis begriffenen Nömertums mit dem vermeintlich weltverheißenden Christentum würdig und entsprechend erhaben ausgedrückt ist? So wie es Siemiradzki schildert, sicher nicht.

Einmal dominiert der verkommene Plebs des neroischen Kaiserpalastes viel zu sehr, die verfolgten Christen werden zur Staffage und dann hat auch das frivole zuschauende Publikum viel mehr Interesse an der Sänfte Neros wie an dem grausigen Vorgang selbst. Und so geht es auch dem Beschauer des Bildes. Ihn fesselt zunächst die allerdinge mit meisterhafter Technik gemalte Architektur, vor allem aber auch die prunkvoll ausgestattete Sänfte im Mittelpunkt. Ihr Schmuck aus Perlmutter, lösslichen Steinen, Gold, Silber, kostbaren Webstoffen, den vergoldeten Schnitzereien ist von üppiger, orientalischer Pracht. Und hat man dann das Auge von diesem Luxus abgewandt und wirklich eins von den wenigen mitleidigen oder entsetzten Gesichtern im Publikum gesehen, so wird dasselbe wiederum von den kostbarsten Stoffen abgezogen, die ein bachantisch dreinschauendes Frauenzimmer schmücken. Ueberhaupt ist Siemiradzki in der Darstellung von gold- und purpurdurchwirkten orientalischen Prachtgewändern wie auch andern kostbaren Stoffen groß. Aber gerade dadurch wird man vom eigentlichen Kern der Sache abgelenkt, die Dekoration wird zur Hauptsache des ganzen Stücks. Hier nehmen die das Feuer schürenden Hentersknechte unser Interesse vielmehr in Anspruch wie die Opfer. Alle die Details, namentlich die die Sinne reizenden drängen sich hervor und das wesentliche, das auch schon räumlich in den Hintergrund gedrängt worden, tritt zurück. Das Bild ist sonach nichts weiter als eine Orgie am Hofe Neros und ob diese eine mit solchem Aufwand in Szene gesetzte Darstellung verdient, ist fraglich. Abgesehen davon, daß dieser grobhumliche Naturalismus keine Kunst mehr ist, würde auch dann noch dem Bilde die leitende Idee fehlen. Wir fielen, als ich es sah, alle die Berichte aus Petersburg ein, welche gelegentlich der Aufregung ob der dort vorgekommenen politischen Schauerzweigen die Zeitungen füllten, und das was dort über die innerlich verkommene, aber äußerlich elegant mit der leichten französischen Bildung angestrichene russische Gesellschaft gesagt wurde, gewinnt angesichts solcher Vorformnisse nur zu sehr an Wahrscheinlichkeit. Aber auch in dieser Art Kunst spricht sich ein ähnliches Wesen aus und so sehen wir wieder, wie in Zeiten gesellschaftlicher Auflösung selbst das edelste, was des Menschen Geist erschafft, die Kunst, davon ergriffen wird. Die Kunst sollte uns aus diesem materialistischen Schlaum erheben und sie zieht uns nur tiefer hinein. Zum Glück für die Menschheit sind es aber nur einzelne hervorragende — von den vielen Stümpfern des seichten Naturalismus abgesehen — Künstler, die auf diesem falschen Wege wandeln. Wir haben diese Bemerkungen an dieses Werk geknüpft, weil es das hervorragendste des genannten Künstlers ist und weil wir auch genügend Muße hatten, das Original zu betrachten. Sie gelten aber auch für das von uns heute vorgeführte. Die Gesamtkomposition ist beim „Schwertertanz“ entschieden glücklicher, der leitende Gedanke ist klarer ausgedrückt, aber man kann hunderte gegen eins wetten, daß das Kolorit sicher genau so prunkend und sinneberauschend wirkt wie bei den übrigen Werken Siemiradzki's. Dazu liegt diesem auch kein hervorragender historischer Gedanke zugrunde und es erhebt sich deshalb nicht über das historische Genre. So sehr man allgemein die technische Geschicklichkeit dieses Malers rühmt, so macht man neben dem Vorwurf der Frivolität ihm auch im allgemeinen den, kleine Gedanken in lebensgroßen Menschen nebst Zubehör darzustellen. So in dem „Weib oder Base?“, wo ein junger Mann zwischen beiden ihm zum Kauf angebotenen Sachen, einer Base und einer Sklavin, zu wählen hat. Für ein Genrebild im kleinen Format wäre dieses für einen geschickten Künstler gewiß ein reizendes Sujet. In Lebensgröße gemalt wird aber eine dazu gehörende Staffage — namentlich wie die des Siemiradzki — den Grundgedanken unter Kleidern, Teppichen und sonstigen Gerät verschwinden machen und zwar zum Schaden der Kunst. Wenn wir daher eingangs den Unterschied zwischen dem antiken und modernen Anschauen hervorhoben, so wollten wir damit andeuten, daß dieser Gegensatz auch zwischen antiker und moderner Kunst existiert. Und das zeigt uns gewiß auf den ersten Blick ein antikes Kunstwerk und ein Gemälde des Russisch-Polen Siemiradzki.

Für Haus und Hof.

Ein neues Gemüse liefern die Blätter der Schwarzwurzel. Dieselben müssen im Keller oder Freien gebleicht werden und haben zur Winters- und Frühjahrszeit als Salat oder Gemüse einen vorzüglichen Geschmack.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fort.) — Die Berufstätigkeit der Juden in Deutschland und Rußland. Von C. Lübeck. (Fort.) — Meine erste Gotthardfahrt. Reisezüge von Carl Sticker. (Fort.) — Friederigweize. Eine einfache Geschichte von C. Dreßler. — Hermann von Schlagintweit-Sakunski. (Mit Porträt.) — Der Schwertertanz. (Mit Illustration.) — Für Haus und Hof: Ein neues Gemüse. — Um Pflanzen zu raschem Gedeihen zu bringen. — Schlingpflanzen für Garten- und Zimmerkultur. — Kuhfleisch wird vielfach für Ochsenfleisch verkauft. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart.

Um Pflanzen zu raschem und üppigen Gedeihen zu bringen empfiehl Prof. Kay zu je 2 Pfund Begießwasser 0,5 Gramm Bittersalz, 1,5 Gramm Kalisalpeter, 4,0 Kalisalpeter, 10,0 dreibasisch-phosphorsäuren Kalk zuzusetzen. Zur völligen Lösung dieser Salze lasse man sie 10 bis 14 Stunden in dem Wasser stehen.

Schlingpflanzen für Garten- und Zimmerkultur. Als Schlingpflanze für den Garten zur Bedeckung von Mauern oder Lauben eignet sich neben wildem Wein, den man sehr zweckmäßig mit Geißblatt oder hartem Clematis verbindet, insbesondere die Hargurke (Sycios angulata), ein türkisartiges Gewächs, das 40 bis 50 Fuß hoch rankt und schon bis Mitte Sommers eine große Laube oder Wandfläche vollständig deckt, wenn es im April ausgesät wurde. Für die Zimmerkultur trefflich zu gebrauchen ist Pilogyne suavis, die ganz außerordentlich rasch wachsende schönste aller Guirlandenpflanzen. Ihre leichte aber üppige Belaubung ist von safter dunkelgrüner Färbung und strömt gleich den anspruchlosen Blüten einen zarten heliotropähnlichen Wohlgeruch aus. Noch ein Vorzug der Pilogyne ist, daß sie frei von Insekten bleibt.

Kuhfleisch wird vielfach für Ochsenfleisch verkauft und dafür ein höherer Preis genommen, als das minder nachhafte und verdauliche Fleisch des weiblichen Kindes zu beanspruchen hat. Daß dies ein Betrug und strafbar ist, dürfte jedermann bekannt sein. Nach einer neuerlichen Reichsgerichtsentcheidung ist aber auch dann der Verkauf des Kuhfleisches als Ochsenfleisch straffällig, wenn der Verkäufer dafür nur den ortsüblichen Preis des Kuhfleisches nimmt.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

B. Lehramtskandidat S. Sie haben ganz recht, wenn Sie meinen, daß Deutschland sehr gut ein freies Reichs-Unterrichtsgesetz gebrauchen könnte. Solch ein Unterrichtsgesetz ist sogar eine Lebensfrage für die deutsche Kultur. Ihre Frage, ob Aussicht vorhanden ist, daß solch ein Gesetz bald von der Reichsregierung eingebracht und von den gesetzgebenden Faktoren acceptirt werden würde, können wir leider nicht bejahen. Die Geschichte der Vorbereitung auf ein Unterrichtsgesetz in Preußen verspricht weder rasches noch fruchtbringendes Handeln in dieser Richtung — so rasch und so produktiv die maßgebenden Behörden auch in mancher anderer Beziehung zu handeln sich fähig gezeigt haben. Wir wollen Ihnen hier einen Abriss geben von dieser Vorgeschichte mit der Einleitung und Uebersicht einer im Jahre 1876 erschienenen Schrift, welche wir schon früher in der „R. W.“ erwähnt haben, betitelt: „Geschichte des preussischen Unterrichtsgesetzes. Mit besonderer Berücksichtigung der Volksschule. Von L. Clausniger, Berlin, nifolische Verlagbuchhandlung.“ Dort heißt es: „Seit 75 Jahren liegt das Vaterland (eben das preussische) mit einem Unterrichtsgesetz in den Geburtswehen, — aber weder die Ärzte des Absolutismus noch die des Konstitutionalismus haben es bis jetzt vermocht, dieses Schmerzenskind ins Leben zu befördern.“ Am 10. Februar 1801 überreichte der Chef des Oberstudienkollegiums, Minister von Massow, dem Könige Friedr. Wilhelm III. ein Schriftstück, die Grundlinien zu einer gesetzlichen und einheitlichen Regelung des Schulwesens in Preußen betreffend. Der König ließ insolge dessen Erhebungen anstellen: Da kamen die Jahre 1806 und 7 und der Entwurf — wanderte zu den Akten. — Auf Befehl desselben Königs arbeitete eine Kommission in den Jahren 1817 bis 19 den Entwurf eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes aus; über denselben wurden bereits Verhandlungen mit den Provinzialregierungen gepflogen; aber die hereinbrechende Revolution der zwanziger Jahre machte die Arbeit stocken, und der Entwurf — wanderte zu den Akten! — Der Minister Schöner sah das Ziel auf dem Wege präventiveller Gesetzgebung zu erreichen. Schon war 1845 die Schulordnung für die Provinz Preußen sanctionirt, schon war die königliche Genehmigung erteilt, die Entwürfe für die übrigen sieben Provinzen den betreffenden Provinziallandtagen vorzulegen: Da brachen die Wogen von 1848 herein und die sieben Entwürfe wanderten zu den Akten. Auf Grund des Art. 26 der revidirten Verfassung vom Jahre 1850 stellte der Minister von Labenberg nach eingehenden Konferenzen und Beratungen mit Sachverständigen in denselben Jahre einen Unterrichtsentwurf auf. Das Werk schien endlich zu gelingen: Da kamen Herr v. Mantowell und die Reaktion, und der labenbergische Entwurf wanderte zu den Akten. — Herr von Bethmann-Hollweg begann die Siphubusarbeit von neuem; nur mit Mühe umlegte sein Entwurf die Klippen im Staatsministerium, — und als nun der Militärkonflikt ausbrach und die neue Aera 1862 den Weg alles Fleisches ging, — da wanderte auch mit ihr der Entwurf zu den Akten. — Die neue Ordnung der Dinge nach 1866 drängte auch Herrn Müller zu gesetzgeberischen Taten. Nachdem er 1867 und 68 mit Spezialgesetzen Hiaslo gemacht, trat er 1869 mit einem vollständigen Unterrichtsgesetz in die parlamentarische A. e. a. Das Gesetz, das seinen Meister, wenn auch nicht lobte, so doch lenkte, wurde schon als Totgeburt in den Kommissionsberatungen behandelt; die Session war geschlossen und der Entwurf wanderte zu den Akten. — Seit 1872 arbeitet das Ministerium fast an einem Unterrichtsgesetz, es wird, so hoffen wir, aber kurz oder lang vorgelegt werden, und — — — So, nur noch mit einer ganzen Heile voll Gedankenreichen mehr, schließt Clausniger die Einleitung zu seinem sehr lehrreichen Buche; indessen ist das Ministerium fast ohne Sang und Klang und auch ohne Unterrichtsgesetz vorübergegangen und falls Nachfolger unterscheidet sich von ihm dadurch, daß auf ihn die freisinnigen Freunde der Volksschule keine hochgepflanzten Hoffnungen gesetzt haben. Im clausnigerischen Buche finden Sie übrigens all die Belehrung, welche Sie von uns zu erhalten wünschten und die an dieser Stelle zu erteilen gar zu viel Raum beanspruchen würde.

Redaktionskorrespondenz.

S. B. in Robitz b. Alenburg. Der Vorsitzende oder Präsident eines Vereins muß vernünftigerweise allerdings das Recht haben, sich an der Abstimmung zu beteiligen, denn dadurch, daß ihm die Gesellschaft, deren Mitglied er ist, auf diesen Posten berufen, kann ihm kein der Gesamtmitgliedschaft gehörendes Recht geraubt werden. So ist es auch im Reichstage. Die Geschäftsordnung desselben erwähnt diese Angelegenheit nur im § 56, welcher vom sogenannten „Hammelpfanz“ handelt und der am Schlusse des vorletzten Absatzes sagt: „nur der Präsident und die diensttuenden Schriftführer geben ihre Stimmen nachträglich (d. h. nach dem „Hammelpfanz“) öffentlich ab.“ Nun kommt es aber oft vor, daß Personen, die als Präsidenten von Versammlungen fungieren, auf dieses ihr Recht verzichten und nur dann ihre Stimme in die Wagskale werfen, wenn dieselbe ausschlaggebend ist, wie bei Stimmengleichheit.